OLZ

XLII / 2 FEBRUAR 1939

Eine neue These über die Chronologie des Ch'un-ch'iu und der Chou-Zeit.

Von Wolfram Eberhard.

Das Ch'un-ch'iu, die 'Frühlings- und Herbstannalen' des Konfuzius, enthält eine größere Menge chronologischer Angaben. Man hat nun seit der Zeitwende immer wieder versucht, diese Angaben in ein System zu bringen und den Kalender der Ch'un-ch'iu-Zeit zu rekonstruieren. Keiner dieser Versuche ist bisher restlos geglückt. Die japanischen, chinesischen und europäischen Forscher, die in den letzten Jahrzehnten diese Fragen behandelt haben, verzichteten daher meist darauf, eine vollständige Chronologie des Ch'un-ch'iu aufzustellen, sondern beschäftigten sich nur mit einigen sicheren Datengruppen, wie den Sonnenfinsternisdaten, Solstizdaten u. ä. Man ging dabei bisher immer von der Überzeugung aus, daß der Kalender der Chou-Zeit ein Lunisolar-Kalender von ähnlichem Charakter gewesen sei, wie der der Ch'in- und Han-Zeit, abgesehen von kleinen technischen Verschiedenheiten. Nun haben die chinesischen Forscher, die sich mit der Chronologie der Yin-Zeit beschäftigen, vor allem Liu Ch'ao-yang, Tung Tso-pin u. a. für die Yin-Zeit hilfsweise die Hypothese aufgestellt, daß der Yin-Kalender auf Zehnerwochen basiere, dem Zehnerzyklus entsprechend, und daß in diesem Kalender Schaltungen von 10, 20 oder gegebenenfalls mehr Tagen vorkommen konnten. Diesen Gedanken — das Knochentextmaterial der Yin-Zeit ist zu fragmentarisch, als daß sich dies beweisen ließe — nahm nun ein anderer chinesischer Forscher, Mo Fei-szu (Yenching Journal, Nr. 20, Dezember 1936, p. 263—330), auf und wandte ihn auf die Ch'un-ch'iu-Zeit an. Der Kalender der Ch'un-ch'iu-Periode und, in Zusammenhang damit, der Chou-Zeit soll nicht ein Lunisolar-Kalender gewesen sein, sondern der gleiche Kalender wie der der Yin-Zeit, also ein Kalender, der keine Schaltmonate einsetzt, sondern Schalt-Zehnerserien von 10, 20, 30 Tagen je nach Bedarf. Daneben sollen dann aber auch Monate verkürzt worden sein. Es soll also Monate von 20, 30, 40 Tagen gegeben haben. Eine feste Regel ergibt sich dabei nicht. Der Verf. nimmt an, man habe geschaltet, wenn man fand, daß der Kalender nicht mehr mit der Wirklichkeit übereinstimmte. Er stellt auf Grund dieser Annahmen eine neue Chronologie der Ch'un-ch'iu-Epoche auf, die nun tatsächlich fast sämtliche Schwierigkeiten, über die die früheren Versuche nicht hinwegkamen, löst. Allerdings muß er dabei mehrmals die Annahme machen, daß z. B. der 2. Monat des Jahres um 10 Tage verkürzt ist, dafür der 3. Monat um 10 Tage verlängert, eine Annahme, deren inneren Grund man nicht versteht. Immerhin, wenn sich seine Ergebnisse halten ließen, so wären dadurch alle Ergebnisse der Forschungsarbeit der letzten 20 Jahre von Japanern, Chinesen und Europäern umgestoßen. Seine These verdient daher eine Nachprüfung, die aber nicht befriedigend ausfällt: zunächst enthält der Aufsatz einige Fehler, die den Mangel an astronomischer Kenntnis beim Verf. aufzeigen. Das Problem läßt sich überhaupt nicht, wie der Verf. es versucht, rein rechnerisch lösen, sondern es muß vorwiegend von der astronomischen Seite aus angepackt werden.

So behauptet der Verf., daß Doppelsonnenfinsternisse unmöglich seien (p. 268), während ihn ein Blick in die Sonnenfinsternistabellen der Astronomen vom Gegenteil hätte überzeugen können. Das eigentliche Problem, das in diesen Doppelsonnenfinsternissen der chinesischen Quellen liegt, hat er nicht erkannt. Ich sehe ferner nicht ein, warum die Solstize auf den Neumondstag fallen müssen (p. 272). Allerdings ist dies von den Chinesen immer besonders beachtet worden, wenn es einmal geschah, und zwar, weil es sich dann um einen für die Kalenderberechnungen besonders wichtigen Schnittpunkt handelte. Weiter enthält der Aufsatz Fehler, die kaum immer Druckfehler sein können; so wird p. 269 behauptet, daß innerhalb eines Monats Tage genannt sind, die 36 zyklische Zeichen auseinander liegen, was für ihn einer der Beweise ist, daß es Monate von 40 Tagen geben kann. Die wahre Tagesdifferenz beträgt aber nur 24 Tage; der Verf. ist beim Ablesen von seiner Tabelle in eine falsche Spalte geraten. In seiner der Arbeit angefügten Tabelle sind unter Hsüan 10, 4 die Zeichen falsch, gleichfalls unter Hsiang 24. Er behauptet, daß Einschaltungen von 10 oder 20 Tagen nie vom Historiker verzeichnet seien; daß eine Notiz im Text 'Schaltmonat' sich stets auf eine Einschaltung von 29 oder 30 Tagen beziehe. In seiner Tabelle setzt er aber gelegentlich auch dort, wo der Text 'Schaltmonat' sagt, nur 10 oder 20 Tage ein. Sieht man

sich die von ihm auf Grund seiner neuen Theorie aufgestellte Chronologie des Ch'un-ch'iu an, so kann man feststellen, daß er statt der bisher allgemein angenommenen Normaljahre von 354 Tagen und der Schaltjahre von 384 Tagen Jahre von 354, 364, 374, 384 Tagen hat. Damit zerstört er den Charakter des chinesischen Kalenders, den wir bisher als Mondkalender kannten. Typisch für den chinesischen Mondkalender ist, daß Neumond und Monatsanfang auf den gleichen Tag zu fallen haben. Das wird erreicht durch den Wechsel von Monaten zu 29 und zu 30 Tagen, entsprechend der Länge des Mondumlaufs. Bei Einschaltungen von 10 oder 20 Tagen ist es unmöglich, daß Neumond und Monatsbeginn immer zusammen fallen. Ein Zusammenfallen ist dann nur gelegentlich möglich. Wenn dieses Zusammenfallen aber nicht gefordert wird, ist es sinnlos, Monate zu 29 Tagen einzusetzen, die ja nur dieses Zusammenfallen ermöglichen sollen, und die rechnungsmäßig bei einem solchen Zehnersystem sehr unbequem sind. Bei dem System, das der Verf. aufstellt, können also die Schriftzeichen sho und hui, die heute synonym 'Monatserster und Neumond' und 'Monatsletzter und Dunkelmond' bedeuten, nur die letzte eine Bedeutung 'Neumond' und 'Dunkelmond' gehabt haben, denn wenn im Text Sonnenfinsternisse registriert werden, wird normalerweise eins der beiden Zeichen hinzugesetzt, und da Sonnenfinsternisse nur zur Zeit des astronomischen Neumonds stattfinden können, müssen die beiden Zeichen diese und nicht die andere Bedeutung gehabt haben. Dann müßte sich aber im Text mindestens ein Beispiel finden lassen, wo in einem Monat etwa berichtet wird: 'Am 5. Tage fand das und das statt. Neumond. Am 10. Tage fand das und das statt'. Statt dessen steht die Angabe 'Neumond' immer am Beginn aller Aufzeichnungen für einen bestimmten Monat, die 'Dunkelmond' immer am Ende der Aufzeichnungen. Nie in der Mitte. Weiter: Jede Nachrechnung der Ch'un-ch'iu-Chronologie muß von irgendwelchen festen Punkten ausgehen. Für den Verf. sind aber die wesentlichsten Festpunkte immer die Angaben: 'Sonnenfinsternis' oder 'Neumond', die er im inneren Widerspruch zu seiner Theorie immer an den Monatsanfang setzt, wie es die alte Theorie selbstverständlich tat. Würde er — was logisch notwendig wäre — davon abgehen, so bliebe ihm kein Festpunkt für die Nachrechnung mehr, und er müßte darauf verzichten, im Einklang mit seiner Theorie, nach der das System der Schaltungen im Ch'un-ch'iu-Kalender gänzlich willkürlich gewesen sein soll. Weiter: alle Kalender, die wir ethnologisch kennengelernt und untersucht haben, schließen sich entweder an den Mond oder an die Sonne oder an Fixsterne oder eine Kombination von diesen an. Der Kalender aber, den der Verf. ausgearbeitet hat, ist kein Fixsternkalender, ist auch kein Sonnenkalender, da er dann Normaljahre von etwa 365 Tagen ohne Rücksicht auf den Mondlauf haben müßte; er ist auch kein Mondkalender, da er dann Normalmonate von 29 oder 30 Tagen haben müßte, ohne Zwischenschaltungen von 10 oder 20 Tagen. Er ist auch kein Luni-solar-Kalender, da er kein festes System von Schaltungen hat. Es ist kein Zeichen der 'Primitivität' eines Kalenders, wenn er willkürlich schaltet. Wirklich primitive Kalender schalten überhaupt nicht. Sobald aber einmal erkannt ist, daß eine Schaltung notwendig ist, ist auch die Länge des Jahres erkannt und damit die Notwendigkeit einer geregelten Schaltung. So scheitert also der Versuch des Verf. an seiner inneren Unmöglichkeit, ganz abgesehen davon, daß er eine astronomische Nachrechnung nicht verträgt. Das von ihm aus Bronzeinschriften beigebrachte Material ist in keiner Weise überzeugend, das Yin-Material zu gering und zweifelhaft. Alle Forscher, die das Yin-Material bearbeitet haben, haben das zugegeben und festgestellt, daß bisher noch mehrere Erklärungsmöglichkeiten des Materials möglich sind, daß sich also der Yin-Kalender noch nicht mit Sicherheit herausarbeiten läßt. Obwohl die bisherigen Erklärungsversuche des Ch'un-ch'iu-Kalenders nicht absolut befriedigend sind, erklären sie doch den Gesamtkomplex der Fragen weitaus besser als die neue Theorie, die in sich widerspruchsvoll ist und den Tatsachen in keiner Weise genügt.

Rumtürkisch.

Von Franz Taeschner.

Bekanntlich hat derjenige Zweig der großen türkischen Völkerfamilie, der sich auf oströmischem Boden niedergelassen und sich hier eine neue Heimat geschaffen hat, keinen ausschließlich auf sich selbst anwendbaren und alle Etappen der eigenen Geschichte in sich fassenden Namen aufgebracht. So steht auch der Wissenschaft kein eindeutiger, genügend umfassender Name für dieses Volk und seine Sprache zur Verfügung, der auch gleichzeitig eine Abgrenzung gegenüber anderen Zweigen der Völker- bzw. Sprachenfamilie, der es angehört, in sich schlösse. Denn mit dem Namen „Türken" kann man keinesfalls eine Abgrenzung der Türken Anatoliens und Rumeliens gegenüber denen des Kaukasus, Irans, Turkestans und Rußlands erreichen. Man hat sich

bisher zum Zwecke einer Abgrenzung mit den dynastischen Namen „Seldschuken" und „Osmanen" geholfen, und die Sprache dieser Türken „Osmanisch-türkisch" genannt. Das war bis zum Jahre 1922 wohl angängig, da einmal bis dahin diese Türken selbst sich so (*Osmanlî*) nannten — war doch bis zur jungtürkischen Revolution von 1909 der Name *Türk* sogar verpönt und wurde als Beleidigung empfunden! — zum andern da all das, was wir bis dahin an Schriftdenkmälern in der Sprache dieses Volkes besaßen, — abgesehen von geringen Resten (den sog. „seldschukischen" Versen im Rebābnāme des Sultan Veled) —, sich so ziemlich mit dem Kulturbereich des osmanischen Reiches deckte.

Diese Verhältnisse haben sich aber seitdem von Grund auf geändert. Nicht nur, daß seit 1922 das osmanische Reich nicht mehr besteht, die Türken aber, die die Träger dieses Reiches waren, mit nicht geringerer Energie als die alten osmanischen Sultane ihren Lebenswillen der Welt dartun und sich aus den Trümmern des osmanischen Reiches einen neuen Staat, einen türkischen Nationalstaat, geschaffen haben; — auch in die Anfänge des türkischen Schrifttums dieses Bereiches beginnt unser Blick immer mehr über die zeitlichen und örtlichen Grenzen des eigentlich „Osmanischen" hinausdringen, so daß weder für das Türkische der heutigen Zeit, noch das der uns inzwischen zugänglich gewordenen türkischen Schrifttumsdenkmäler aus dem türkischen Siedlungsgebiet Anatoliens aus vorosmanischer Zeit die Bezeichnung „Osmanisch-türkisch" mehr paßt. In Anbetracht des Umstandes, daß als vorosmanisches Siedlungsgebiet auf oströmischem Boden allein Anatolien in Betracht kommt, und daß anderseits das Gebiet der heutigen Türkei bis auf ein relativ kleines Restterritorium auch wiederum allein Anatolien umfaßt, hilft man sich heute zur Bezeichnung der Sprache vielfach mit dem Namen „Anatolisch-türkisch". Indessen, dieser Ausdruck ist zu eng; denn er läßt, ganz zu schweigen von der beherrschenden Stellung Konstantinopels für die Sprach- und Literaturgeschichte des eigentlich „Osmanisch-Türkischen", Rumelien ganz außer acht, das zur Ausbildung der hochosmanischen Sprache und Literatur einen mindestens ebenso ansehnlichen Beitrag an Kräften gestellt hat wie Anatolien und wo die türkische Sprache Jahrhunderte hindurch genau so allgemein verstandene Verkehrssprache war wie in Anatolien, und wo endlich auch heute trotz der Bevölkerungsverschiebungen nach dem Weltkrieg immer noch beträchtliche Massen von Türken außerhalb des türkischen Staates leben, die die gleiche Sprache wie in Anatolien sprechen — die dialektischen Unterschiede spielen da natürlich keine Rolle.

Wir brauchen also in der Wissenschaft einen Namen, der die Türken, die sich auf oströmischem Boden niedergelassen und hier Staaten gegründet haben, bezeichnet, — einen Namen, der zeitlich und örtlich deren gesamte Geschichte von der Eroberung durch die von den Danischmenden und den Seldschuken geführten türkischen Scharen, über das Seldschukenreich von Rum, die nach-seldschukischen türkischen Fürstentümer Anatoliens, das osmanische Reich, bis zur neuesten Epoche der türkischen Geschichte, die der türkischen Republik, umfaßt, — einen Namen, der aber auch die Türken mitumfaßt, die in den einst zum osmanischen Reiche, aber heute nicht mehr zum türkischen Nationalstaate gehörigen Ländern verblieben sind. Gleichzeitig muß dieser Name die von diesen Türken in allen Phasen ihrer Geschichte gesprochene und geschriebene Sprache bezeichnen und diese abgrenzen von der dieser am nächsten verwandten Sprache der Türken Azerbaidschans und der Türkmenen Irans und der kaspischen Länder. Daß hierfür der Name „Türke" und „Türkisch" nicht ausreicht, mag er auch im täglichen Leben praktisch weithin genügen, bedarf keiner weiteren Erörterung. Auch die Bezeichnung „Westtürkisch" oder „Südwesttürkisch" für die Sprache, ist nicht ausreichend; denn er umfaßt nach dem in der turko-tatarischen Sprachwissenschaft üblichen Gebrauch alle diejenigen türkischen Sprachen und Dialekte, deren eines Hauptcharakteristikum neben anderen die Verwendung des Wortes *olmaq* für „sein" und „werden" ist gegenüber *bolmaq* in den anderen türkischen Sprachen; und zu dieser Gruppe gehört bekanntlich außer dem „Osmanischen" noch das Azerbaidschanische und das Türkmenische.

Indessen, wenn wir näher zusehen, so finden wir, daß die Türken, die sich auf oströmischem Boden niedergelassen haben, doch nicht so anonym oder unter rein dynastischen Namen ihre Taten in das Buch der Weltgeschichte eingeschrieben haben. Sie hatten einen sie alle geographisch und politisch umfassenden und zugleich abgrenzenden Namen, und den nahmen sie von dem Lande her, das ihnen zur neuen Heimat geworden war, dem Rhomäerlande (*bilād ar-Rūm*). Mit diesem Namen bezeichneten bekanntlich die Muslime des Mittelalters das Gebiet des oströmischen Reiches nicht allein in seinem jeweiligen, wechselnden Umfange, sondern auch die auf seinem Boden gegründeten türkischen Staaten, zuerst den der Danischmende in Ostanatolien; dann aber vor

allem den westlichen Zweig des großen Seldschukenreiches, dessen Hauptstadt Konya war. Diese Tatsache ist so bekannt, daß wir heute in der Wissenschaft uns bereits daran gewöhnt haben, dieses westseldschukische Reich das Seldschukenreich von Rum, das rumseldschukische zu nennen.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wurde der Name *Rum* sogar von dem damaligen oströmischen Reiche losgelöst nur für die Türkenherrschaften auf rhomäischem Boden gebraucht, derart daß er sich damals geradezu mit dem geographischen Begriff „Kleinasien" deckte. In dieser Bedeutung verwendet ihn z. B. Abulfidā' in seinem bekannten geographischen Werke Taqwīm al-buldān als den der 17. Landschaft (*iqlīm ʿurfī*), während er das eigentliche Rhomäerreich mit Konstantinopel zu den „Nordländern" (28. *iqlīm ʿurfī*) rechnet. Auch die Reiseschriftsteller und politischen Schriftsteller des 14. Jahrhunderts (Ibn Baṭṭūṭa, al-ʿUmarī, Ḥamdullāh Mustaufī) bezeichnen die damaligen türkischen Fürstentümer Anatoliens als im Lande Rūm gelegen.

Die ersten osmanischen Eroberer waren sich wohl zu Anfang dessen nicht bewußt, daß das Land, in dem sie bereits saßen, in der Welt des Islam Rūm genannt wurde; sie kannten diesen Namen nur als Bezeichnung für die Rhomäer selbst. Bezüglich der geographischen Nomenklatur standen sie unter direkterem byzantinischen Einfluß und nannten, als sie ihr Machtbereich auf größere Teile Kleinasiens und der Balkanhalbinsel ausdehnten, die beiden Hälften ihres neuen Reiches mit byzantinischen Namen: die asiatischen Teile, die schon länger nicht mehr oströmisch waren, nannten sie nach byzantinischem Vorgang „Anatolien" (*Anatoli*, heute *Anadolu* gesprochen), die europäischen, die sie unmittelbar von den Oströmern oder ihren slavischen Nachfolgern eroberten, nannten sie „Rhomäerland" (*Rum eli*, Rumelien). Doch bald wurde auch unter den Osmanen die in der sonstigen islamischen Welt übliche Nomenklatur bekannt, und, spätestens unter Bayezid I. (s. u.), offiziell verwendet. Man unterschied dann zwischen *Rum* und *Rum eli* und bezeichnete mit dem ersteren Namen das Gesamtgebiet des Reiches, während Rum eli der Name für die europäische Reichshälfte, später genauer für den den Hauptteil der Balkanhalbinsel umfassenden Verwaltungsbezirk, das Eyalet Rumelien, wurde. So ist bei den altosmanischen Geschichtsschreibern Rum als Name für das osmanische Reich ganz geläufig und auch Ausdrücke wie *Padišāh-i Rūm* u. ä. begegnen einem des öfteren.

Nachdem das osmanische Reich durch die Eroberungen Selims I. und Solimans sowohl auf asiatischer, wie auch auf europäischer Seite beträchtlich über sein gewissermaßen natürliches Gebiet hinausgegriffen hatte, verblieb der Name Rum als Bezeichnung für das Anatolien und Rumelien umfassende Stammgebiet des osmanischen Reiches in der geographischen Literatur bis ins 17. Jahrhundert bestehen. So nennt Kʲātib Tschelebi in der nur handschriftlich vorhandenen ersten Rezension seines epochemachenden geographischen Werkes Ǧihānnumā dieses Gebiet in der Überschrift zu dessen Beschreibung *Iqlīm-i Rūm*. In der ersten Rezension ist er zwar dabei nicht über Rumelien hinausgekommen, an dessen Beschreibung sich Bosnien und Ungarn anschloß; daß er aber unter Rum mehr verstand als nur Rumelien, das geht daraus hervor, daß er mit der Beschreibung der drei Reichshauptstädte Konstantinopel, Adrianopel und Brussa beginnt; an Ungarn sollte sich dann Anatolien anschließen. In der II. Rezension des Werkes, die in dem bekannten Istanbuler Wiegendruck von 1732 vorliegt, ist eine Gesamtüberschrift über die zum osmanischen Reiche gehörenden Länder nicht vorhanden.

Je mehr dann abendländischer Einfluß sich in der wissenschaftlichen Literatur der Türken bemerkbar macht, desto mehr verschwindet der Name Rum, — z. T. um aus der europäischen Literatur übernommenen Bezeichnungen Platz zu machen. So kommt dieser Name bei dem Ergänzer und Nachfolger des Kʲātib Tschelebi, Ebubekr Dimischqī, der in seiner „Großen Geographie" für Landesteile der Türkei Namen wie Thracia, Graecia usw. verwendet, nicht mehr vor. Dafür gewinnt jetzt die Bezeichnung des Reiches nach der Dynastie an Raum: Ebubekr gebraucht den Namen *Salṭanat-i āl-i ʿOṣmān* und im 19. Jahrhundert hat sich bekanntlich die Bezeichnung *Devlet-i ʿāliye-i ʿOṣmānīye* festgesetzt.

Nachdem nun, wie wir gesehen haben, der Name Rum als geographische und politische Bezeichnung für die neue Heimat des westlichen Türkentums, das sich auf oströmischem Boden niedergelassen hat, bis in die Neuzeit hinein bei diesen Türken in Gebrauch gewesen ist, erscheint es nicht abwegig, wenn wir in der Fachwissenschaft diesen Namen für eben dieses Türkentum und seine Sprache in allen ihren Entwicklungs- und Stilphasen, mit Einschluß der Volksdialekte verwenden, und fortan von „Rumtürken" und „Rumtürkisch" reden und die Hilfsausdrücke „Osmanisch" oder „Anatolisch" nurmehr als Teilbezeichnungen — im Gegensatz zu Vor-, Nach- oder Außerosmanisch, bzw. zu Rumelisch u. dgl. — ver-

wenden. Wenn wir dies tun, so folgen wir einer von der Eroberung Anatoliens durch die Türken etwa sechs Jahrhunderte hindurch bis zu K'ātib Tschelebi bei diesen selbst in Gebrauch gewesenen Nomenklatur, befinden uns also innerhalb einer von Türken selbst geübten Benennungstradition.

In eine dahingehende Aufforderung an die gelehrte Welt klingt eine soeben aus der Feder von P. Wittek erschienene Arbeit[1] aus, in der in erschöpfender Weise dargestellt wird, wie die Bezeichnung Rum auf von Türken besetzte ehemalige Landesteile des oströmischen Reiches sowie auf die staatlichen Gebilde der Türken Anwendung gefunden hat, die auf diesem Boden errichtet wurden. Danach bezeichnete man zuerst den Staat der Danischmendiden in Ostanatolien mit dem Namen Rum, welcher Name dann lange im besonderen den einst von den Danischmendiden besetzten Landstrichen (das ist im wesentlichen das spätere Eyalet Sivas) anhaftete. Wie der Name Rum dann dem anatolischen Seldschukenreiche von Konya, dem Gebiete der türkischen Kleinfürsten Anatoliens, und schließlich dem großen osmanischen Weltreiche anhaftete, haben wir bereits gesehen. Als i. J. 797 H./1394–95 D. Bayezid I. beim ägyptischen Abbasidenkalifen um eine offizielle Bestätigung seiner Herrschaft nachsuchte — dieses Gesuch hatte seine bestimmten politischen Gründe, über die man bei Wittek nachlesen kann[2] —, da forderte er für sich den Titel *Sulṭān ar-Rūm* (S. 20). Und wenn auch später dieser Titel in der offiziellen Titulatur der osmanischen Sultane nicht mehr vorkommt, so blieb die Bezeichnung Rum für das osmanische Reich, speziell für dessen Stammländer Anatolien und Rumelien, doch allenthalben in Übung. Davon zeugen die vielen Männer mit Beinamen Rūmī, die, aus den Kernländern dieses Reiches hervorgegangen, Weltruf erlangt haben, angefangen mit dem berühmten mystischen Dichter und Stifter des Mevlevi-Ordens, Dschelāleddīn Rūmī.

P. Wittek schließt seinen inhaltreichen Aufsatz mit folgenden Worten: „Man hat in der letzten Zeit viel nach einem Ausdruck gesucht, der den des 'Osmanisch' ersetzen könnte; denn dieser ist in der jungen türkischen Republik unbeliebt geworden und entspricht auch wirklich nicht mehr den Ansprüchen der Wissenschaft, seitdem diese die Wichtigkeit des türkischen Lebens in Kleinasien vor und neben den Osmanen erkannt hat. Bis zum heutigen Tage ist aber noch kein neuer Ausdruck vorgeschlagen worden, der sowohl der geographischen Ausdehnung als auch dem besonderen kulturellen Charakter dieses Volkes Rechnung trägt, das bis jetzt das 'Osmanische' (*Osmanlî*) genannt wurde. Wir glauben, daß der Ausdruck 'Türken von Rum, Rumtürken' vollständig dem entspricht, was man fordern kann: er umfaßt ebenso Anatolien wie Rumelien, die Zeit der Danischmendiden und Seldschuken in gleicher Weise wie die der türkischen Fürstentümer und des osmanischen Reiches; er enthält die verschiedenen türkischen Bevölkerungsschichten, die Nomaden, die seßhafte Landbevölkerung und die Städter, die echt türkischen wie auch die türkisierten; er drückt den ungeheuren Anteil aus, den der Boden des alten 'rhomäischen' Reiches und seine kulturellen Überlieferungen bei der Formung des türkischen Lebens in seinem neuen Wohnsitz hatte; er hat den Vorteil, weit und breit bei diesen Türken selbst und ihren muslimischen Nachbaren in Übung gewesen zu sein; endlich, indem er die Türken mit dem großen Namen Roms verknüpft, ruft er das wach, was ihr größter Ruhm ist, die Gründung dieses Reiches, das — allein durch seine Dauer und seine Ausdehnung — immer eines der wichtigsten Kapitel der Weltgeschichte bilden wird."

Wir selbst haben dem nichts mehr hinzuzufügen, vermögen uns vielmehr nur auch selbst in das kurze Nachwort einzuschließen, das P. Wittek seinem Aufsatze gibt: „Zu meinem lebhaften Bedauern scheinen meine türkischen Freunde den Ausdruck nicht zu billigen, den ich hier vorschlage und den ich selbst schon seit geraumer Zeit anwende. Ich hoffe, daß sie mir wenigstens nicht darob grollen. Denn wie urteilt man doch nach Ibn Baṭṭūṭa (II, 255) in der Welt über die Türkei?: *aš-šafaqah fī 'r-Rūm* 'die Güte ist in Rum zu Hause!'"

1) P. Wittek, Le Sultan de Rûm, Extrait de l'Annuaire de l'Institut de Philologie et d'Histoire Orientales et Slaves, t. VI (1938) (Mélanges Émile Boisacq**), Bruxelles 1938, 30 S.

2) A. a. O.; ferner ders., De la défaite d'Ankara à la prise de Constantinople (Un demi-siècle d'Histoire Ottomane) in: Revue des Études Islamiques 1938, S. 8.

Besprechungen.

Allgemeines.

Dörpfeld, Wilhelm: **Alt-Olympia.** Untersuchungen und Ausgrabungen zur Geschichte des ältesten Heiligtums von Olympia und der älteren griechischen Kunst. Unter Mitarbeit von F. Forbat, P. Goeßler, H. Rüter, H. Schleif, F. Weege. 2 Bde. Berlin: E. S. Mittler & Sohn 1935. (XV, IV, 501 S., 38 Taf. und Beiheft mit 24 Taf.) 4°. RM 30 —. Bespr. von W. Andrae, Berlin.

Wilhelm Dörpfeld, der Altmeister der Bauforschung, legt im Patriarchenalter seines

9. Lebensjahrzehnts dieses zweibändige Werk über das älteste Olympia vor, wie es sich seit den grundlegenden und für alle großen Untersuchungen antiker Ruinenstätten vorbildlich gewordenen deutschen Ausgrabungen unter Curtius und Adler ihm nach eigener mehr als fünfzigjähriger Arbeit an dieser Stätte darstellt. Es braucht kein Wort darüber verloren zu werden, in wie hohem Maße der Deutsche diesem Deutschen Gesamtwerke verpflichtet ist, das uns ein Bild dieser heiligen Stätte der Hellenen geschenkt hat, wie es vollständiger kaum gedacht werden kann. Gleichwohl belehrt der Titel auch den Laien, daß die Erforschung einer solchen überragend bedeutungsvollen Stätte niemals zum Abschluß kommt. Das Bild des klassischen und nachklassischen Olympia, das uns hauptsächlich die erste und größte deutsche Ausgrabung erschloß, an der Dörpfeld bereits teilnahm, hat die ganze klassisch gebildete Welt begeistert und ist Allgemeinbesitz geworden. Das letzte halbe Jahrhundert forderte mehr und mehr nun auch die tiefen Grundlagen, auf denen sich das kultische Wesen gestaltete und die Einrichtungen der Altis und ihrer Umgebung herausbildeten. Das heißt, man begann, mehr in die Tiefen als in die Breite gehend weiterzuforschen. Hierbei wirkte W. Dörpfeld bahnbrechend. Eine Reihe kleinerer Untersuchungen lieferten neues Material und man kann nur hoffen, daß der beschrittene Weg weitergegangen werde. Denn, wenn überhaupt etwas, so ist für unser heutiges Denken und Forschen der Entwicklungsgang wesentlich, den wir die höchste Lebensäußerung eines Volkes einschlagen und beschreiten sehen, vom Anbeginn seiner kultischen Gestaltungen bis zu ihrer heiligsten und schönsten Blüte. Auf diesen Anbeginn war das letzte Forschen gerichtet und bleibt es noch. So verquicken sich in Dörpfelds Buch ganz natürlich die Untersuchungen am ältesten Heiligtum von Olympia mit solchen an der älteren griechischen Kunst. Daß die Untersuchungen im Fluße sind, zeigt sich an häufigen polemischen Bemerkungen, mit denen Dörpfeld zu Meinungen und Ergebnissen anderer Stellung nimmt und eigene verteidigt. Jeder, der das Werk zur Hand nimmt, wird dazu die eigene Stellungnahme finden müssen. Was ihn jedoch am meisten fördert, wird das neue, den Grabungen von 1906, 1907—1909, 1921—1923, 1927—1929 entstammende greifbare Material sein, das er geordnet und mit Zeichnungen und Bildern versehen vorgelegt erhält. So enthält der 2. Band 38 Autotypiebeilagen und 24 gezeichnete Tafeln, deren Vorlagen von Schleif, dem Schöpfer der schönen Olympia- und Pergamon-Modelle im Berliner Museum, und von Forbat stammen. Soweit es sich dabei um Baureste und Architekturdarstellungen handelt, sind sie im Sinne der Dörpfeldschen Schule, die wir seit Troja kennen, klar und etwas schematisch-trocken, aber für den Weiterforschenden zweifellos bequem benutzbar geraten. Im vorliegenden Werk scheinen mir alle Zeichnungen, vom Buchmäßigen aus gesehen, im Maßstab übertrieben zu sein, wodurch die Deutlichkeit oft nicht gewinnt, sondern verliert. Das ist jedoch, wenn überhaupt, nur ein äußerlicher Schönheitsfehler, nicht viel mehr als ein Druckfehler.

Der 1. Band gibt in einem 1. Abschnitt Veranlassung, Ziele und kurze Übersicht über die Ergebnisse der neuen Ausgrabungen; in einem 2. Abschnitt die Überlieferung über das ältere Olympia, bei der Dörpfeld zu vielen kritischen Bemerkungen Anlaß nimmt und Anlaß gibt, wie es bei der je älter, desto dünner werdenden literarischen und gegenständlichen Überlieferung eigentlich selbstverständlich ist. Im 3. Abschnitt werden die vorhistorischen Gebäude und Gräber in der Altis behandelt. Es handelt sich dabei insbesondere um die ihrer Zweckbestimmung nach ziemlich dunklen Apsidenhäuser.

Es folgt im 4. und 5. Abschnitt einiges über die Wasserversorgung von Olympia, über eine Naturquelle am Kronos-Hügel und über die idäische Grotte.

Der 6. und 7. Abschnitt bringen das Pelopion und eine Baubeschreibung des Heraion, an dem Dörpfeld sehr wesentliche Ergebnisse genauer Bauforschung am Bauplatz, Unterbau, Aufbau und an den Bauschichten dieses mehrfach umgestalteten Heiligtums vorzulegen hat. So empfindet Dörpfeld die Notwendigkeit, in einem besonderen 8. Abschnitt über die Baugeschichte des Heraions zu handeln, bei welcher Gelegenheit er die viel diskutierte Frage der hölzernen Säulen und Gebälke so beantwortet, daß „die dorischen Tempel der Griechen zuerst als Holz- und Lehmbauten entstanden und erst vom 8. oder 7. Jahrhundert an in Stein umgebaut oder aus Stein neuerrichtet worden seien". Ferner wirft Dörpfeld hier die gewiß brennende Frage auf: „Stammt der altgriechische Tempel aus dem Orient oder ist er von den Griechen selbst erfunden worden?" Er entscheidet sich auf S. 198 für den Orient, sowohl was den Baugedanken und die Gestalt, als was die Bauformen der drei Bauordnungen anlangt. Für beides scheint mir keine Nötigung vorzuliegen, wenn wir das Entstehen der Tempelbauten

und der Säulenordnungen, wie es notwendig ist, aus dem Hineingestalten religiöser Erkenntnisse in den irdischen Stoff verstehen lernen. Was sich an Ähnlichkeiten dieser Gestaltungen über die Völkergrenzen hinaus ergibt, ist der Einheit der erkannten religiösen Wahrheiten zu danken und muß nicht in jedem Falle gewandert oder übernommen sein. In gewissem Sinne widerspricht daher der 9. Abschnitt jener Orientthese Dörpfeld's, da hier ganz richtig die genetische Verbundenheit von Tempel und Megaron, d. h. von Gottes- und Königshaus gezeigt wird, wodurch ein nordischer und kein orientalischer Baugedanke wenigstens in den griechischen Kultbau eingeführt erscheint.

Wichtig scheint mir der 10. Abschnitt über den Zeus-Tempel zu sein, an dem neue Beobachtungen, z. B. am Fußboden der Cella beim Standort des Goldelfenbeinbildes des Zeus, von Dörpfeld und von Forbat gemacht wurden und die Art der Wiederherstellung nach dem Erdbeben nachgewiesen ist.

Eine Anzahl von Einzeluntersuchungen sind im Abschnitt 11 zusammengefaßt. Der 12. Abschnitt ist polemischer Natur und gegen Furtwängler gerichtet. Der 13. betitelt sich: „Der Ursprung und die Entwicklung des älteren griechischen Kunstgewerbes" und bildet den 110 Seiten starken Beschluß des 1. Bandes. Es kommt Dörpfeld darauf an, eine archäologische Grundlage für seine Datierungen zu schaffen, was in den vorgeschichtlichen Schichten notwendig wird. Wir können in dieser kurzen Besprechung nicht auf diesen großen Komplex eingehen, obwohl ihn Dörpfeld sehr stark ins Phönikische und Hethitische, also ins Altorientalische hinüberspielen läßt. Auch hier ist mancher Anlaß zu polemischer Diskussion.

Der Textteil des 2. Bandes enthält 5 Beigaben, deren erste drei wiederum W. Dörpfeld zum Verfasser haben und wohl manchen Widerspruch finden werden, bzw. schon gefunden haben: Die Phönikier in Griechenland im II. Jahrtausend; Die Phönikier in Athen; Die Phönikier als Iavones (Alt-Jonier) und als „Hanebut". In einer 4. Beigabe sind von Dörpfeld und von Goeßler gemeinsam die unter dem Heraion I gefundenen Gegenstände aus Bronze und Eisen behandelt, und in der 5. Beigabe hat F. Weege zu den Bildwerken des Zeus-Tempels in Olympia geschrieben, über die eine große Literatur vorliegt und dennoch nicht das letzte Wort gesprochen ist.

Daß Olympia gegenwärtig wiederum von Deutschen untersucht werden kann, führt Tradition und Verpflichtung weiter, und so hoffen wir, Dörpfelds großes Werk sei, obwohl vielleicht für ihn selbst ein Abschluß, dennoch nur ein Meilenstein auf dem Weg zu tieferer Erkenntnis dieser ehrwürdigen Stätte menschlichen Ringens um Vollendung.

Iliffe, J. H.: Sigillata Wares in the Near East. A List of Potters' Stamps. S.-A. a. "The Quarterly of the Department of Antiquities in Palestine", Vol. VI. (50 S.) 4°. Bespr. von Peter Thomsen, Dresden.

Die unerwartete, aber freudig begrüßte räumliche Ausdehnung der Grabungstätigkeit im Morgenlande wie das gegenüber älteren Unternehmungen wesentlich verfeinerte Arbeitsverfahren haben es ermöglicht, Kleinigkeiten, die man früher übersah oder nicht näher beachtete, genauer zu untersuchen und zu bewerten. Zu diesen Funden gehört die sogenannte Terra sigillata-Tonware, die neuerdings in immer größerer Zahl in Kleinasien, Syrien, Palästina, Arabien und Ägypten gefunden worden ist. Man war zunächst geneigt, diese Stücke als aus dem Westen (Gallien, Norditalien, Rheinland) eingeführt zu betrachten, für den wir seit etwa 40 Jahren eine reichhaltige Literatur besitzen. Aber das Auftreten griechischer Namen in Stempeln auf den im Westen hergestellten Gefäßen sowie die Tatsache, daß an manchen Stätten im Osten diese Ware früher nachgewiesen werden kann als in Arezzo und anderwärts, deuten doch darauf hin, daß diese Technik aus dem Osten stammt. Die Sache liegt demnach hier ebenso wie bei den Kunstgläsern, deren Anfertigung im Westen erst durch die dorthin eingewanderten Morgenländer möglich wurde.

Um so dringlicher wird infolge dieser Erkenntnis die Notwendigkeit, alle im Osten gemachten Funde dieser Art zu sammeln und zu ordnen. Diesem Bedürfnis kommt die von einem Beamten des Jerusalemer Museums bearbeitete Liste entgegen, die außer den Beständen dieses Museums alle erreichbaren Funde aus Grabungen im Osten und im Gebiete des ägäischen Meeres verzeichnet. Sie ist freilich zunächst, wie der Verf. selbst sagt, nicht vollständig (ich verweise z. B. auf meine Inschriften der Stadt Jerusalem Nr. 236 ‚Camuri' und H. Comford and H. Waagé, Selected Pottery from Beth Shan in Quarterly Statements PEF 68, 1936, S. 221/4). Die Einleitung gibt ein vorzügliches Bild vom Stand der Forschung, führt aber durch die genaue Untersuchung der Bezeichnungen „Samisch", „Pergamenisch", „Nabatäisch" erheblich weiter. Es zeigt sich, daß diese aus der antiken Literatur übernommenen Schlagwörter unzutreffend sind, insofern sie in Wirklichkeit Grup-

pen aus ganz verschiedenen Fabriken zusammenfassen, während eine mit Sicherheit in Tschandarli bei Pergamon nachgewiesene Töpferei im Altertum überhaupt nicht erwähnt wird. Ganz überraschend waren in den letzten Jahren die Funde solcher Scherben und Gefäße im nabatäischen Gebiete, die zum großen Teile dort angefertigt sein müssen. Natürlich ist auch italienische und gallische Ware nach dem Osten gebracht worden, wie einzelne Funde (z. B. ein Krug des keltischen Töpfers Aco in einem Grabe bei Askalon) beweisen. Daß gerade solche Stücke sehr wichtig für die Zeitbestimmung des Gesamtfundes sind, ist ohne weiteres klar. So kann man dem Verf. für seine lichtvollen, überzeugenden Ausführungen, die der Forschung ganz neue Wege weisen und ihren Fortschritt erheblich fördern, nur von Herzen dankbar sein, ebenso dafür, daß er seine Arbeit in einem Sonderdruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat.

Butavand, F.: Études de Linguistique Africaine-Asiatique comparée. Dahoméen—Agni—Volof—Serère—Mandé—Haoussa—Peul—Nubien—Bantou. Paris: Adrien-Maisonneuve 1933. (IX, 109 S.) 8°. Bespr. von Werner Vycichl, Wien.

Nach einer Einteilung der afrikanischen Sprachen nach Lepsius (1880) werden Wortstämme obgenannter Sprachen mit annamitischen, chinesischen und altgriechischen Entsprechungen verglichen. Der Autor hat recht, wenn er sagt, daß dieser Gedanke der Sprachvergleichung 'est tombé dans le discrédit' (S. VI), und er tut das Seine, um diese Behauptung zu erhärten, was allerdings kaum in seiner Absicht gelegen sein wird.

Ägyptologie.

Erman, Adolf †, und Hermann Grapow: Wörterbuch der Ägyptischen Sprache. Im Auftrage der Deutschen Akademien hrsg. **Die Belegstellen** bearb. von H. Grapow und W. Erichsen. II. Band, 1.—5. Heft (Belegstellen zu W. B. Bd. II S. 1 bis 328). Leipzig: J. C. Hinrichs 1937/38. (Je 96 S.) 4°. Je Lfg. RM 2.10. Angez. von A. Scharff, München.

In OLZ 38, 424 habe ich das 1935 erschienene erste Heft der abgekürzten Belegstellen angezeigt. Der dort zum Schlusse ausgesprochene Wunsch nach Mitteilung ausführlicher Belegstellen ist den Herausgebern offenbar von so vielen Kollegen in dringlichster Form vorgetragen worden, daß sie sich noch kurz vor Ermans Tode dazu entschlossen, jene Art der stichwortmäßigen Belegstellen ganz aufzugeben und, wie es im Grunde von Anfang an geplant gewesen war, nun doch zu versuchen, die Belegstellen gleich zusammen mit knappen Wiedergaben der Schreibungen und des Sinnzusammenhanges mitzuteilen. Für den Nichtägyptologen sei hierzu kurz bemerkt, daß es bei der Hieroglyphenschrift, die die Wörter in den verschiedenen Zeiten und Textgruppen sehr verschieden wiederzugeben pflegt, nicht genügt, wenn wie etwa in einem griechischen Wörterbuch stichwortmäßig die Stellen und die Bedeutungsunterschiede verzeichnet werden, sondern daß das hieroglyphische Schriftbild in jedem Einzelfalle dazugehört. Dazu kommt noch, daß die Textbände des Wörterbuchs großenteils auf noch unveröffentlichtem Material beruhen, so daß etwa ein Zitat wie „Karnak ⟨732⟩ Dyn. 18" überhaupt nichts Greifbares bedeutet, denn die in Klammern stehende Zahl ist nichts weiter als die Nummer des WB.-Zettels. So bleibt dem Suchenden in solchen Fällen, falls er nicht als in Berlin Lebender das Glück hat, in den gastlichen Räumen des WB.'s selbst die Zettel nachzusehen, nichts übrig, als nach Berlin um Auskunft zu schreiben. Wollte man aber die Berliner WB.-Bearbeiter nicht unentwegt mit Anfragen behelligen, so mußte man sich bisher mit dem etwas bitteren Gefühl der Unzulänglichkeit der Textbände begnügen, denn ihnen fehlte und fehlt heute noch zum großen Teil das wissenschaftlich notwendigste: die ausführlichen Belegstellen.

So ist es außerordentlich zu begrüßen, daß nunmehr eine neue Form für die ausführliche Stellenwiedergabe gefunden worden ist, die wohl auch weitgehenden Ansprüchen genügen dürfte. In seiner nun schon altbewährten, klaren Schreibweise hat Erichsen die vier bisher vorliegenden Hefte autographiert; der auf zwei Kolumnen verteilte Druck ist klar und übersichtlich, und wohl jeder dürfte jetzt in den Zitaten mit den Schriftbeispielen — und gerade den zahlreichen unveröffentlichten, nur dem Zettelmaterial entnommenen — das finden, was er sucht. Verständlich ist auch, daß der Inhalt jenes ersten Heftes mit den Stellen ohne Schriftbeispiele (im wesentlichen sind es die Stellen zu Bd. I, Buchstabe *ȝ—f*) zunächst nicht in der neuen Form vorgelegt wird. Die Herausgeber haben mit Bd. II, also mit dem Buchstaben *m* begonnen und versprechen, zum Schlusse die Neuausgabe für die Wörter von *ȝ—f* folgen zu lassen. Weniger verständlich ist die andersartige Bezeichnung der neuen Lieferungen. Während jenes nicht fortgesetzte 1. Heft mit Recht als Bd. VI, 1. Lfg. des Gesamtwörterbuches geführt wurde, lauten die neuen Lieferungen II. Bd. der Belegstellen, 1. Heft usw., was leicht zu Verwechslungen mit dem II. Textbande des Gesamtwerkes führen dürfte.

Jeder, der einmal in die nunmehr seit rund 40 Jahren laufende Arbeit am ägyptischen WB. Einblick gewonnen hat, weiß, mit welch ent-

sagungsvoller Kleinarbeit dies Riesenwerk verbunden ist, und er wird gern etwaige Beanstandungen und Wünsche in Anbetracht der wahrhaft imponierenden Leistung zurückstellen. Ein Wunsch jedoch, der wohl in den Herzen aller dankbarer WB.-Benutzer vorhanden sein wird, soll hier ausgesprochen werden, nämlich, daß es dem seit drei Dezennien für das WB. rastlos tätigen, heute alleinigen Herausgeber Grapow möglich sein möchte, die Bände der Belegstellen in möglichst rascher Folge herauszubringen. Ein Sonderlob gebührt diesmal der vorbildlich niedrigen Preisfestsetzung, die die Anschaffung dieses unerläßlichen Hilfsbuches wirklich allen Wissenschaftlern und gerade auch der studierenden Jugend ermöglicht.

Badawi, Ahmad Mohamad: **Der Gott Chnum.** Glückstadt: J. J. Augustin 1937. (62 S.) gr. 8°. RM 6—.

Otto, Eberhard: **Beiträge zur Geschichte der Stierkulte in Ägypten.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1938. (VIII, 60 S.) 4° = Unters. z. Geschichte u. Altertumskde Ägyptens, hrsg. von H. Kees, 13. Bd. RM 12—. Bespr. von Siegfried Schott, Heidelberg.

Wie sehr in unserer Wissenschaft vielfach die Auswertung auch der veröffentlichten Denkmäler noch aussteht, werden wir immer dann gewahr, wenn Arbeiten erscheinen, die sich mit Sondergebieten befassen. Bei der überragenden Bedeutung der Religion innerhalb der altägyptischen Kultur muß die Seltenheit von Monographien über die großen Götter Ägyptens auffallen[1]. In besonderer Weise aber scheinen die Tiergötter und ihre Kulte vernachlässigt, trotzdem gerade sie zur Beurteilung früher und „primitiver" Verehrungsweisen ein reiches und beredtes Material bieten. Zudem hat sich die heidnische und christliche Antike mit der Erscheinung der Tierkulte auseinandergesetzt. Zwar sind die Nachrichten hierüber aus den antiken Schriftstellern gesammelt worden. Eine gleichwertige Veröffentlichung, die unsere Wissenschaft bieten könnte, fehlt bisher vollständig, vielleicht auch deshalb, weil die ägyptische Religion selbst scheinbar keine festen Grenzen zwischen den Formen der Göttlichkeit kennt. Die Denkmäler zeigen häufig dieselben Gottheiten in Menschen- und in Tiergestalt oder in einer Mischung von beidem. Die naheliegende Vermutung, daß die Tierkulte einer „religionsgeschichtlichen Entwicklungsstufe" angehören, die der Zeit, welcher „die anthropomorphe Göttervorstellung geläufig" wird (Otto, S. 5), vorausgeht, konnte erst in jüngster Zeit einigermaßen befriedigend unterbaut werden, als Kurt Sethe beobachtete, daß sich bis in die frühgeschichtliche Zeit hinein die Gestalten der Tiergötter selbst weitgehend vermenschlichen[1]. Von anderer Seite her gelang es Hermann Kees nachzuweisen, daß der kulttopographische Befund Rückschlüsse auf eine frühe Kulturentwicklung zuläßt, als er die Häufung von Rinderkulten im Delta mit Nachrichten über die Eignung dieses Landesteiles als Weideland in Verbindung brachte[2] und so — wie in seinen Bemerkungen zu der „Befriedung des Raubtieres"[3] — zeigte, daß auch religiöse Quellen als kulturgeschichtliches Material ausgewertet werden können. Gegenüber der frühen Entwicklung steht jedoch widerspruchsvoll eine Erscheinung, die im Gegensatz zu dem frühgeschichtlichen Vorgang der „Vermenschlichung" seit dem Beginn des Neuen Reiches zu einem Wiederaufleben und Umhandgreifen der „volkstümlichen" Tierkulte führt[4].

Nun sind in jüngster Zeit zwei Arbeiten herausgekommen, die unabhängig voneinander und verschiedenartig willkommene Beiträge zur Erhellung des hier angedeuteten Befundes bieten. Als erstes neues Heft der einst von Sethe begründeten und jetzt von Kees glücklich wieder aufgenommenen Reihe „Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens" konnte Eberhard Otto seine Dissertation „Beiträge zur Geschichte der Stierkulte in Ägypten" veröffentlichen, nachdem kurz zuvor die Dissertation eines unserer ägyptischen Freunde Dr. Ahmad Mohamad Badawi „Der Gott Chnum" erschienen war. In verschiedener Weise — die im großen ganzen durch den Gegenstand begründet ist — führen sie in die beiden wesentlichen ägyptischen Kulte von Haustieren und zugleich in das Nebeneinander tierköpfiger Götter und heiliger Tiere ein. Der glückliche Umstand, daß diese beiden Arbeiten fast gleichzeitig, voneinander unbeeinflußt, erschienen sind, ergibt die Möglichkeit, hier nicht nur zwei Kulte oder Kultformen kennenzulernen, sondern sie auch noch jede in ihrer Eigenheit gegen die andere abzuheben. Während die widdergestaltigen Gottheiten als wirkliche Tiere nach dem Vorgang der Vermenschlichung — mit Ausnahme vielleicht des von uns „Bock" genannten „Widders" von Mendes — allem An-

---

1) Doch müssen die Aufsätze in den Handbüchern erwähnt werden, zu den vorliegenden Arbeiten vor allem: Sethe, Chnubis in Pauly-Wissowa, Real-Enzyclopädie der classischen Altertumskunde Bd. 3, 2349ff. und Rusch, Mnevis, ibd. Bd. 15, 2285ff.

1) Kurt Sethe, Urgeschichte und älteste Religion der Ägypter, S. 24ff.

2) Hermann Kees, Ägypten (Kulturgeschichte des Alten Orients) S. 10.

3) ÄZ 67, 56.

4) Kees, Kulturgeschichte S. 262f., S. 333.

schein nach erst wieder in der Spätzeit verehrt worden sind, ist die Tierverehrung im Stierkult von Memphis, vielleicht auch in Heliopolis und Theben nie abgebrochen. Chnum ist so nur als Name mehrerer widdergestaltiger oder widderköpfiger Götter erhalten geblieben, während eine entsprechende Bezeichnung der Stiere immer nur das Wort „Stier" geblieben ist, und die heiligen Stiere verschiedene Namen tragen. Zu der Herausbildung einer stierköpfigen Gottheit, die wie der Gott Chnum wirkte, ist es nicht gekommen. So hat sich aber auch im Stierkult die Verehrung eines bestimmten Tieres mit besonderen „Kennzeichen" (Otto, S. 11, 15, 35, 46) erhalten. Hiermit wurde das göttliche Tier gegenüber allen anderen Stieren abgehoben, wodurch — wie dies einmal Junker betonte (Otto, S. 5) — der altägyptische Tierkult vom Totemismus unterschieden werden kann.

Ahmad Mohamad Badawi geht in seiner Dissertation „Der Gott Chnum" von Namen und Bild des Gottes aus. Er streift hierbei die wichtige Frage der Ableitung des Namens Chnum, den Hommel durch die arabische Bezeichnung des Schafes Ghanamu erklären wollte (S. 14), eine Möglichkeit, die auch Sethe trotz einiger Zweifel verlockte. Daß sich im Namen dieses Gottes ein altes Wort für den afrikanischen Widder erhalten hat, dürfte aus den Gründen, die Sethe wie Badawi anführen, wahrscheinlich sein. Nur so ließe sich seine Verbreitung erklären. Das Gebiet, in dem widdergestaltige Götter unter dem Namen Chnum verehrt werden, reicht nilabwärts von Assuan bis etwa an die Grenze Unterägyptens (S. 48). Der Widdergott Harsaphis von Ehnas, die Widdergötter des Deltas Cherti von Letopolis und der „Bock" von Mendes tragen — wie der um so vieles jüngere Widder des Amon von Theben — andere Namen. Die „Chnume"[1] unterliegen im allgemeinen dem Vorgang der frühgeschichtlichen Vermenschlichung, indem sie Menschenleiber annehmen und von ihrer alten Gestalt nur noch die Köpfe tragen (S. 17ff.). Sie gelten als verschiedene, freilich verwandte Götter, die einander Briefe schreiben können (S. 49) und in Aufzählungen aneinandergereiht werden. Ihre Kulte dürften so unabhängig voneinander entstanden sein. Sie zeigen, soweit sie sich unterscheiden lassen, überall Eigenheiten. Badawi untersucht sie in topographischer Reihenfolge (S. 22ff.), wobei er sich auf die vier Kultorte Elephantine, Esne, Hypselis und Antinoe beschränken kann, die schon im Altertum in derselben Reihenfolge zusammengestellt worden sind (S. 34). Von ihren einstigen Tempeln sind heute nur noch die Trümmer des Nektanebostempels von Elephantine, Blöcke einiger älterer Gebäude[1] und die Vorhalle des Chnumtempels von Esne (S. 31ff.) erhalten. Zwei weitere Tempel von Elephantine (S. 23) sind erst 1822 abgerissen worden[2]. Von Kult und Tempel des Chnum von Hypselis (S. 41), des Nachbars des Wolfsgottes von Assiut, und des Chnum von Antinoe (S. 43f.) haben wir nur inschriftliche Nachrichten.

Der Kataraktengott von Elephantine und Chnum von Antinoe mit seiner Töpferscheibe genossen eine über die Grenzen ihrer Gaue hinausgehende Verehrung. Die Vorstellung, der Nil entspränge in Elephantine, an der man aus theologischen Gründen festhielt, macht diesen Chnum zum „Wassergott", zum „Hüter der Nilquelle" und zum „Bringer der Überschwemmung" (S. 27). An ihn wendet man sich in Jahren niedrigen Wasserstandes, wie es als berühmtes Beispiel die „Hungersnotstele" (S. 23f.) zeigt. Zugleich kann er so auch zum Herrn des Fanges der Wasservögel werden (S. 27f.) und in Tempelbildern das Schlagnetz bedienen (S. 27, 34) oder mit anderen Göttern des Kataraktengebietes zusammen die Schiffsmannschaft bei Flußfahrten der Götter abgeben[3]. Auch seine Rolle als Schützer Ägyptens nach Süden (S. 28) verdankt er der Lage seines Heiligtums im ersten oberägyptischen Gau. Chnum von Antinoe gilt vornehmlich als Töpfer. Auf seiner Töpferscheibe bildet er Götter[4] und Könige und „müht sich ab, immer neue Menschen entstehen zu lassen" (S. 45). Er wird hierbei zwar nicht überall ausdrücklich Herr von Antinoe genannt, doch dürfte diese Vorstellung von hier ausgegangen sein. Man kann diese Schöpfertätigkeit, wie schon Sethe[5], aus der Zeugungskraft seines Tieres erklären (S. 44), doch würde dies für jeden der anderen Chnume

1) Badawi S. 5, Urk. I, 69; freilich können hier noch heilige Widder von Elephantine und nicht die verschiedenen Chnumgötter gemeint sein.

1) Außer den von Badawi S. 25, Anm. 1, genannten Blöcken ist einer der im Nektanebostempel verbauten Blöcke aus der 18. Dynastie mit einem Teil der heiligen Barke des Gottes veröffentlicht worden (ÄZ 46, S. 53, Abb. 20, S. 56, Abb. 22).

2) Für Nachweise früher Veröffentlichungen, die eine Reihe von Feststellungen zulassen, vgl. jetzt B. Porter, R. Moss, Topographical Bibliography Bd. 5, S. 227/229.

3) Foucart, La belle Fête de la Vallée (Bull. Inst. Franç. Bd. 24) Taf. 5; Description, Ant. Bd. 3, Taf. 33, 1.

4) Ein Bild, welches Chnum den Gottesleib des Osiris formend zeigt, und auch für die Darstellung des Tretens der Drehscheibe beachtenswert ist, in I. Rosellini, I Monumenti dell'Egitto e della Nubia Bd. 3, Taf. 22.

5) Sethe, Urgeschichte, S. 20.

oder auch für die ähnlich begabten Stiere gelten. Die wirkliche Veranlassung, die gerade den Gott von Antinoe zum Töpfer gemacht hat, dürfte darum eine andere gewesen sein. Sein Kultbereich dürfte einmal ein Zentrum der Töpferei, ähnlich dem heutigen Qene, umschlossen haben. Diese Kunst macht ihn anscheinend auch zum Erbauer von Fähren (S. 57), wozu Badawi Sethe's Vermutung anführt, es handle sich hier wie in Babylonien um ein Übersetzen in Tongefäßen, eine Erklärung, die unter Berücksichtigung lokaler Verschiedenheiten dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnt, daß noch heute in Oberägypten Fähren aus Tonkrügen gefertigt werden. Die Gefäße werden hierzu mit ihren Öffnungen nach oben stehend zu einem Geviert zusammengebunden, wodurch ein Floß entsteht, auf dem ein bis zwei Männer übersetzen können[1].

Eberhard Ottos „Beiträge zur Geschichte der Stierkulte in Ägypten" ergeben ein gänzlich verschiedenes Bild. Sowohl der Apis von Memphis, wie der Mnevis von Heliopolis und der Monthstier der Weltstadt Theben werden als wirkliche Tiere verehrt. Wenn zwar die Möglichkeit besteht, daß auch in Elephantine ein Widder gehalten wurde (Badawi, S. 25), fehlen inschriftliche Nachrichten über den Kult eines heiligen Tieres dieses Gottes, während in den Stierkulten die wirklichen Tiere göttliche Ehren genießen, und man sich Apis, Mnevis und den Stier von Theben der Spätzeit vor allem als vergötterte Tiere vorgestellt hat. Zur Herausbildung einer stierköpfigen Gottheit, die sich mit dem widderköpfigen Chnum messen könnte, ist es in Ägypten nicht gekommen. Sethe bringt die Sonderstellung der heiligen Stiere mit einer Nachricht Manethos zusammen, nach der die Kulte des Apis, des Mnevis und des Bockes von Mendes erst unter dem ersten Könige der 2. Dynastie die staatliche Anerkennung als Götter erlangt hätten, und meint, daß diese Tiere deshalb den schon abgeschlossenen Vorgang der Antropomorphisierung nicht mehr mitmachten. Otto weist demgegenüber mit guten Gründen darauf hin, daß die Herausbildung der Tierkulte einer anderen, längst überholten Zeit angehört (S. 5, 11). Es dürften ganz andere, nicht einmal einheitliche Gründe dazu geführt haben, daß diese Stiere als heilige Tiere verehrt wurden. Der Kult des Apisstieres geriet frühzeitig in den königlichen Kult und mußte wohl gerade hier, so für den „Lauf um die Mauer", als Kult eines wirklichen Tieres erhalten bleiben (S. 12f.). Der Mnevisstier dürfte an dieser Sonderstellung erst nachträglich teilgenommen haben, da in der religiösen Spruchliteratur lediglich von einem „Stier von Heliopolis" die Rede ist (S. 34, 37), was zwar Rückschlüsse auf das Alter dieses Stierkultes aber nicht auf sein ununterbrochenes Bestehen zuläßt. Auch der Stier des Month ist zunächst lediglich als „Stier" bekannt (S. 40). Die Ausgrabungen der Egypt Exploration Society in Erment konnten kein Stierbegräbnis vor der 30. Dynastie nachweisen (S. 42). Der Name Buchis als Bezeichnung dieses Stieres erweist sich als junge Bildung (S. 48, S. 49, Anm. 4).

Otto hat ein reiches Material zusammengetragen und so seine Arbeit zu einer Fundgrube nicht nur für seine Fachgenossen gemacht. Man wird sehr schnell gewahr, wie weite Kreise ein ägyptischer Kult zieht, der wie der Kult des Apis, durch die Lage seines Kultortes begünstigt, schließlich in die Alte Welt hinausdringt. Der Umzug um die Mauern, zunächst ein „landwirtschaftliches Fruchtbarkeitsfest" (S. 12) wird von einem „Erscheinungsfest des Königs" „ganz in seinen Bereich gezogen". In der Spätzeit bemächtigt sich dann der auflebende Osiriskult auch dieser rituellen Handlung. Sie wird nun als „Sammeln" der „Gottesglieder" erklärt (S. 13, 31). Diese Entwicklung dürfte den ganzen Apiskult betroffen haben, der sich immer mehr zu einem Kultgebäude, das auch den toten Apis betreut, zusammenschließt. Vielleicht wurde der Apisstier schon im Alten Reich feierlich bestattet (S. 27). Das erste nachweisbare Grab stammt aus der Zeit Amenophis III. (S. 20), schon unter Ramses II. löst ein Massengrab die Einzelgräber ab. Die Begräbnisriten (S. 21ff.) sind wie die Inthronisation (S. 15ff.) dem Königskult nachgebildet. Auch von Apis kann gesagt werden, „die Majestät dieses Gottes ging zum Himmel" (S. 19, 31). Auch er wird mit seinem Tode zum Osiris, nachdem er zu seinen Lebzeiten als Horus galt (S. 31). Wenn sich in griechisch-römischer Zeit der Kult des Apis vom Königskult entfernt und schließlich der heilige Stier selbst zu einer Art König, zum anthropomorphen Apis Imperator (S. 29, 59) werden kann, liegt dies an der allgemeinen späten Entwicklung, die ja die landesfremden Könige auch aus dem Osiriskult herauslöst. Alte Beziehungen, die zwischen Stierkulten des Deltas und der Osirisreligion bestanden (S. 28, Anm. 1, S. 32f.), ziehen so immer weitere Kreise und führen „als die Griechen sich des Apisglaubens bemächtigten" zu der Vorstellung des „neuen Gottes Sarapis", dessen Kult in ptolemäischer Zeit Ägypter und Griechen in Ägypten verbinden sollte, wobei dann freilich Sarapis

1) Wir konnten dies während der Überschwemmungszeit südlich von Qene auf dem Schêchîje-Kanal beobachten und aufnehmen.

neben Apis bald als neuer und besonderer Gott galt (S. 29).

Keiner der anderen Stierkulte kann sich mit dem Apiskult messen. Mnevis- und Apiskult zeigen auffällige Übereinstimmungen mit den Abweichungen, die kulttopographisch bedingt sind (S. 38f.). Eigentümlich für den Stierkult von Heliopolis ist ein „Stierfettich", ein an einem Pfeiler befestigter Stierkopf, das Ergebnis einer Entwicklung, die einmal über die Verehrung des lebenden Tieres hinausging, später aber wieder von der älteren Form zurückgedrängt wurde (S. 37). Unbeeinflußt und ferner hat sich der Kult des Monthstieres entwickelt (S. 40ff.), als dessen Heimat sowohl Tud, wie Erment genannt werden. Er gelangte früh auch nach Medamud, einem dritten Kultorte des Month und möglicherweise gleichzeitig mit Month nach Karnak (v. S. 41f.). Wenn auch sein Kult seit der Spätzeit Inthronisation und Begräbnisriten aus den anderen beiden großen Stierkulten angenommen haben dürfte, lassen sich doch eigentümliche Züge, vor allem seine Rolle als Kampfstier in „einer wirklichen Arena" (S. 45, 50), feststellen. Im Unterschiede zu dem „Tiergott" des Apiskultes, der, trotzdem er mit Ptah in Beziehung gesetzt wird, sich nicht mit ihm vermischt (S. 26), ist er das „heilige Tier, das mit seinem Ortsgott meist schlechthin identisch ist" (S. 51), was sich am deutlichsten in der Bezeichnung „Amun, der auf seinen vier (Beinen) geht" (S. 53), der die Gleichung Month Amun zugrunde liegt, ausdrückt. Aus dieser Stellung ergeben sich, wie in den anderen Stierkulten in anderer Weise, für die theologische Spekulation eine Fülle von Handhaben, denen Otto liebevoll und klärend nachgeht, deren Andeutung wir uns jedoch im Rahmen dieser Besprechung versagen müssen.

Keilschriftforschung.

Schaeffer, Claude F.-A.: **La Huitième Campagne de Fouilles à Ras Shamra-Ugarit** (Printemps 1936). Rapport Sommaire suivi d'Études sur les Textes et Inscriptions par E. Forrer, F. Thureau-Dangin, Ch. Virolleaud (Extrait de la Revue Syria, 1937). Paris, Paul Geuthner 1937. S. 125—154, 155—158, 159—173, 245—255. Taf. XVII—XXVII. Bespr. von Otto Eißfeldt, Halle a. S.

Der wieder mit guten Abbildungen reich ausgestattete Bericht über die achte Ras-Schamra-Grabung vom Frühjahr 1936 (S. 125 bis 154) handelt zunächst in Abschnitt 1—3 von deren allgemeinen Ergebnissen hinsichtlich Art und Zeit der Unterstadt, Ausdehnung der prähistorischen Siedlung und Anlage der Stadt des Mittleren Reiches, die für die Folgezeit maßgebend gewesen ist. In Abschnitt 4—12 werden dann Einzelfunde und Einzelfragen behandelt, nämlich 4. das auf El gedeutete Relief eines sitzenden Gottes mit einem vor ihm stehenden Verehrer; 5. neue Gräber der mykenischen Zeit; 6. neue Tafeln in Keilschrift, von denen drei akkadische Kontrakte S. 245—255 durch Thureau-Dangin, acht in keilschriftlichem Alphabet abgefaßte „phönizische" Listen (S. 159—173) durch Virolleaud veröffentlicht werden, während der „phönizische" Brief des *tlmnj* an seine Mutter, seine Herrin (*ǯmj 'dntj*) in Jahrgang 1938 der Syria (S. 142—146) von Dhorme veröffentlicht worden ist, anderes der Veröffentlichung durch ihn noch harrt; 7. ein Erdbeben in Ugarit im 14. Jahrh. v. Chr.; 8. Balkenlagen in den Mauern von Ugarit; 9. Beziehungen zwischen Ugarit und Kreta seit der mittelminoischen Zeit; 10. Goldschmuck und Bronzegeräte; 11. neue Gewichtsstücke; 12. ein Behälter mit archaischen Stateren. — Weiter enthält das Heft außer den schon genannten Beiträgen von Thureau-Dangin und Virolleaud noch einen Aufsatz von Forrer (S. 155—158) über einen Zylinder mit babylonischer Keilschrift, der den Gott *AN-um*—wohl der phönizische El — nennt, und ein hethitisches Siegel aus Ras-Schamra.

Die hier veröffentlichten Texte haben bereits mannigfache Erörterung erfahren, die hier und da auch zu Korrekturen an der ersten Deutung geführt hat, so daß z. B. die S. 136 von Schaeffer übernommene Benennung des *tlmnj* als „Seher" wohl preiszugeben sein wird (vgl. R. Dussaud, Syria 19, 1938, S. 184—186). Auch der Bericht enthält über die tatsächlichen Mitteilungen hinaus viel wichtige Anregungen. So ist das, was S. 140f. über Text IIIAB „La révolte de Košer contre Baal" im Zusammenhang mit den Nachrichten über eine Springflut, die Anfang 1936 Teile der syrischen Küste furchtbar heimgesucht hat, gesagt wird, sehr beachtenswert, wie ich in Heft 4 meiner „Beiträge zur Religionsgeschichte des Altertums: Ras Schamra und Sanchunjaton" demnächst näher hoffe darlegen zu können. Wichtig sind auch die an die Angaben über die neuen Gewichtsstücke und die Balkenlagen angeknüpften Erörterungen allgemeiner Art. Merkwürdig ist nur, daß Schaeffer unter den Parallelen zu dieser in Ugarit beobachteten Bautechnik nicht auch 2. Reg. 6_{36} $7_{11.\ 12}$ genannt hat.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Thomsen, Peter: **Die Palästina-Literatur.** Eine internationale Bibliographie in systematischer Ordnung mit Autoren- und Sachregister. Unter Mitwirk. v. J. de Groot und A. Gustavs bearb. und mit Unterstützung der Hermann-Guthe-

Stiftung u. des Deutschen Vereins z. Erforschung Palästinas hrsg. V. Bd.: Die Literatur der Jahre 1925—1934. Lfg. 2 u. 3. Leipzig: J. C. Hinrichs 1937. 1938. (S. 225—704.) gr. 8°. Je RM 15—. Bespr. v. E. Honigmann, Brüssel.

Seit dem Erscheinen der ersten Lieferung, die an dieser Stelle (OLZ 1937 Juni, 364—7) angezeigt wurde, sind zwei weitere erschienen, welche zusammen auf fast 500 Seiten die Nrn. 3066—9470 umfassen. Sie enthalten vom II. Teil (Geschichte) den Schluß des Abschnittes „römisch-byzantinische Zeit" und die späteren Zeitperioden bis herab zur Nachkriegszeit. Der III. Teil (Archäologie) enthält „Allgemeines" und „Forschungen an einzelnen Orten". Teil IV (Historische Geographie und Topographie) berücksichtigt nach den „Allgemeinen Darstellungen" auch Schulbücher, Einzeluntersuchungen, Pilger- und Reisebücher usw. in besonderen Abschnitten. Teil V (Geographie) ist eingeteilt: Allgemeines; Einzeluntersuchungen; Geophysik und Geologie; Klimatologie, Meteorologie, Hydrographie; Tier- und Pflanzenwelt; Karten und Bilder. Vom VI. Teil (Syrien—Palästina heute) enthält die dritte Lieferung noch „Allgemeines" und den Anfang von „Politisches und Kulturelles".

Wie bisher sind die Grenzen der Aufgabe in dankenswerter Weise weit gezogen. Dies betrifft auch die zeitlichen Grenzen, die derBibliographie gesteckt sind, insofern, als mitunter Veröffentlichungen nachgetragen werden, die in früheren Bänden der PL fehlten, wie die Nrn. 3440 (1899), 7658 (1918), 7699 (1907), 7705 (1914). Räumlich geht freilich die Aufnahme von Nr. 6419 zu weit, da es sich um Grabungen in Babylonien handelt (statt selūḳije ist daher el-madā'in zu schreiben).

Bei der weitgehenden Gliederung des Werkes in Unterabteilungen kann man natürlich manche Bücher an verschiedenen Stellen suchen. Wenn ich daher hier neben sonstigen Bemerkungen wieder einige Ergänzungen folgen lasse, kann ich vor Erscheinen des Registers nicht mit Sicherheit behaupten, daß nicht der eine oder andere dieser Nachträge sich doch unter den bisher besprochenen 9470 Titeln findet. Im folgenden sind Nachträge mit den Nummern unter Hinzusetzung eines a bezeichnet, hinter die ich sie zu stellen vorschlage:

2329 Σ. Π. K[υριακίδης] bespricht Λαογραφία X (Titelblatt: '29; τεῦχος Γ′—Δ′: '32) in der Βιβλιογραφία S. 623—662 fünf Arbeiten von Grégoire (und Goossens); der angegebene Titel findet sich dort nicht (vielleicht auf einem Sonderdruck?). — 3637a Kramers, J. H.: De beoefening der Geographie bij de Mohammedanen (met lichtbeelden). Utrecht: Kemink & Zoon N. V. 1930. 7 S.; weitere Literatur hierüber in der Bibliographie des Art. s Djughrāfiyā von demselben Verf. in der Enz. d. Islām, Erg.-Bd., Lfg. 2, S. 74f. — 4037a Cohn, Willy: Hermann v. Salza. Breslau: Marcus 1930 (Abhdlgn. d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur, Geisteswiss. Reihe, 4. Heft), 288 S., K. — 6780a (oder 5975a?) Mouterde, R.: Autel de Nîḥa (Coelésyrie) || Mémoires de l'Institut français t. LXVII = Mélanges Maspero, vol. II, Le Caire: Inst. Franç. d'Archéol. Orientale 1934, fol., S. 67—70, Abb. — 6389a Rabel, Ernst: Katagraphe || Z. Savignystiftung f. Rechtsgeschichte, Rom. Abt. 54 ('34), S. 189—232 (S. 208f.: Dura-Pgt. 23 vom J. 180 n. Chr.). — 6393a Cumont, Franz: Un extrait d'une carte romaine d'état major || G 43 ('25), S. 1—5, T.; Rez. [. . . . .]: U 29 ('25), S. 802—4. — 6394 besser zu lesen: Ed[da]na et Bi[blada]. — 6621 existiert nicht; tome 18 der genannten Serie ist vielmehr = 6615, wie dort angegeben. — 6747 Qarqar heißt noch jetzt Qarqar, nicht ḳ. el-muḍīḳ (PL⁵ Nr. 6814, S. 242). — 6799 lies: sefīre 20 km sö (nicht nö) v. Aleppo. — 6874 weitere Rez. notiert Bibl. philol. class. 54 für 1927 ('28), Nr. 2550; 55 für 1928 ('29), Nr. 2512. — 6891 Nachträge dazu: Isis 11 ('28) S. 413; Rez. G. Sarton || Isis Nr. 43 ('30), S. 270—6; F. Cumont || RBPhH 9 ('30) S. 231. — 6891a Philipp, Hans: Die sieben Klimate und die „namhaften Städte" || PM 76 ('30) S. 38. — 6010 wäre besser hinter 8267 zu stellen. — 7015 lies Malaṭya (oder Malaṭja). — 7022 Maraccas (*Maraceas) ist nicht ḳ. el-marḳab (Hölscher), sondern ḫarab Marḳije (PL⁵ Nr. 6814, S. 126). — 7034 Mariame l. jetzt marjamīn (rafnīje = Raphaneia). — 7046 Μείθου ἐπ. lag eher in der Nähe von burdsch bāḳirḥā (dem Fundort der Inschrift). — 7496 ('26), nach 7718 jedoch ('27). — 7731 daß hier wirklich eine keilschriftliche Karte vorliegt, wurde m. W. seitens eines deutschen Assyriologen bestritten; ich kann jedoch die Stelle nicht mehr finden. — 7732 besser unter Youssouf Kamal, Le Prince. — 7735 vgl. dazu jetzt v. Mžik || WZKM 43 ('36), S. 165. — 7783 („Nach '21"); nach der Bibliographie in Nr. 7864, S. 616: 1920. — 8511 Forts. dieses Artikels ebenda S. 416—8 (? mir nicht zugänglich). — 8741a (Karte 1 : 200000) Blatt Qariatein 1934 (zitiert bei D. Schlumberger || AAnz. '35, col. 596, Anm. 1). —

Schließlich noch einige unbedeutendeDruckfehler: 5927a Jil-Anderin im Titel des Artikels von Leclercq ist natürlich aus Il-A. verdruckt. — 6677 im russischen Text sind im Autornamen und Buchtitel je ein Druckfehler, ebenso 7801, wo der Name des Verf.s. wenigstens in der Transkription anders lautet. — 6933 lies Gu-

zana statt Gurana. — 7580 Zeile 4 lies: de la relation du voyage. — 8215 lies Deir ez-zor.

Dhorme, E.: L'Évolution Religieuse d'Israël. Tome I: La Religion des Hébreux Nomades. Bruxelles: Nouvelle Société d'Éditions 1937. (369 S.) gr. 8° = Institut de Philologie et d'Histoires Orientales et Slaves de l'Université de Bruxelles. Série de l'Orient Ancien. Bespr. von F. Stummer, München.

Nach einleitenden Bemerkungen über Text- und Literaturgeschichte der Bibel (Kap. 1 und 2), die Methode der Quellenbenützung (Kap. 3), den Ursprung der Hebräer (Kap. 4), die Aramäer und die Urbevölkerung Kanaans (Kap. 5 und 6) behandelt der Verfasser die Kultorte (Kap. 7), die heiligen Bäume, Steine und Gräber (Kap. 8), die heiligen Höhen (Hauteurs Sacrées), d. h. die heiligen Berge, z. B. den Hermon, sowie die Höhenheiligtümer (Kap. 9), die heiligen Wasser (Kap. 10), Altar und Opfer (Kap. 11), das Kultpersonal (Kap. 12), die heiligen Zeiten (Kap. 13), die Familie (Kap. 14), die Beschneidung (Kap. 15), die „Fremden", d. h. auch die Sklaven, den גֵּר und den תּוֹשָׁב (Kap. 16), „Rein" und „Unrein", „Heilig" und „Profan" (Kap. 17), den „Dieu Parent" (Kap. 18), d. h. die Bezeichnung der Gottheit als „Vater", „Bruder", „Oheim", den „Dieu Maître" (Kap. 19), die Namen der Gottheit (Kap. 20) und endlich den Nationalgott (Kap. 21). Da Dhorme als trefflicher Kenner des Alten Orients bekannt ist, so ist es selbstverständlich, daß in all diesen Abschnitten eine Fülle von Material ausgebreitet wird. Was die sumerisch-akkadische Literatur, die hethitischen Texte, die nord- und südsemitische Epigraphik zur Erklärung und Beleuchtung des Alten Testaments bieten, ist mit großem Fleiß zusammengetragen. Natürlich fehlen auch die Texte von Ugarit (Râs Šamra) nicht, an deren Entzifferung der Verfasser ja einen hervorragenden Anteil hat. Hin und wieder erinnert ein gut angebrachter Hinweis auf das moderne Palästina an die langen Jahre, die Dhorme lehrend und forschend im Lande der Bibel zugebracht hat. Auch wer sich selber in der Wissenschaft vom Alten Orient umgetan hat, wird dem Verfasser für den Hinweis auf manche Einzelheit dankbar sein. Zuweilen geschieht freilich in diesem Betracht des Guten etwas zu viel. Dadurch wird die Darstellung weitschweifig und verläßt öfter die Grenzen des Themas. Der Verfasser empfindet das selber und entschuldigt es mit der Schwierigkeit, „d'isoler dans l'espace ou de fixer dans le temps des actions d'âme qui resistent à l'action des siècles et au bouleversement de l'histoire" (S. 4). Das ist gewiß richtig; trotzdem würde man auf manches, wie z. B. die breiten Ausführungen über die Geschichte von Bethel (S. 131—137) gerne verzichten und dafür lieber Auseinandersetzungen mit Problemen lesen, die eigentlich näher lägen. So scheint der Verfasser W. Eichrodts Theologie des Alten Testaments gar nicht zu kennen. Wenigstens geht er nirgends auf sie ein, obwohl das zweifellos fruchtbar gewesen wäre. Es wäre so die Gefahr vermieden worden, daß der Eindruck entsteht, als seien gewisse religionsgeschichtliche Auffassungen heute noch ebenso unwidersprochen angenommenes Gut der Wissenschaft wie vor zwanzig und mehr Jahren. Das gilt z. B. von der Rolle, die Dhorme der Magie zuteilt. Zwar ist der Satz, den man S. 240 mit einigem Erstaunen liest: „L'impératif catégorique de Kant confère à la formule du devoir la valeur d'un sortilège" offenbar nur eine rhetorische Entgleisung. Aber das zwischen David und Jonathan verabredete Geheimzeichen (1 Sam. 20, 18ff.) mit Wahrsagezauber in Verbindung zu bringen (S. 228), geht denn doch nicht mehr an, und die Jos. 3, 18 erzählte Erhebung der Lanze (ebenda) kann man auch als eine sehr unmagische Handlung erklären. Daß innerhalb des alttestamentlichen Bundesvolkes Wahrsagung und Zauberei vorgekommen ist, leugnet natürlich niemand, ebensowenig das Vorhandensein heiliger Steine und Bäume. Aber es ist die Frage, ob diese Dinge so allgemein gebräuchlich, und vor allem, ob sie für die geschichtliche Entwicklung so wichtig waren, daß man z. B. für die alten Heiligtümer, wie das der Verfasser tut, unbedingt die Trias „heiliger Baum — heiliger Stein — heiliges Grab" nachzuweisen versuchen muß, was bei Hebron eingestandenermaßen mißlingt (S. 141) und sonst nicht ohne Gewaltsamkeiten möglich ist. Es ist doch nichts als Konstruktion, wenn S. 141f. ein Zusammenhang zwischen Rachelgrab, Taboreiche und dem Gibea Gottes (von Dhorme = Ramallah gesetzt) behauptet wird[1]. Ähnlich steht es mit der Annahme, die in der Patriarchengeschichte genannten Kultorte seien schon bestehende Heiligtümer gewesen, welche die Erzväter nur „adoptiert" (S. 68) hätten. Offen-

1) Das „Éphratah située plus au nord" (S. 141 A. 4) ist reine Hypothese, die sich weder topographisch noch archäologisch stützen läßt, genauer gesagt, einer der vielen Einfälle Hugo Winclers, der endlich einmal verschwinden sollte. 1 Sam 10, 2 und Jer. 31, 5 sind keine Stütze für diese „Nördliche Ephrata". Übrigens läßt sich auch die Gleichung „Gibea Gottes = Ramallah" vom Standpunkt der modernen Palästinologie kaum halten. Daß das Gilgal von Jos. 4, 1 immer noch „entre le Jourdain et Jéricho" (S. 167) gesucht wird, darf bei dem langjährigen Aufenthalt Dhormes in Palästina wundernehmen.

bar steht hier die Auffassung im Hintergrund, als habe z. B. die Eiche von Mamre, da sie wegen ihrer Größe als Sitz eines Numens betrachtet wurde, dem Orte Heiligkeit verliehen. Aber nicht jeder irgendwie auffallende Baum mußte notwendig schon zum „heiligen" Baum werden, und gewiß hat in vielen Fällen der heilige Ort dem dort stehenden oder entstehenden Baum erst „Heiligkeit" verliehen. Eine Parallele aus dem modernen Palästina sind die heranwachsenden, an die Stelle der alten, vom Sturm entwurzelten Stämme gepflanzten „heiligen" Bäume vor dem Weli auf der Ḥirbet eğ-Ğubê'a bei el-Ḳubêbe.

Was man aber am meisten vermißt, ist ein Kapitel über den „Nomadismus" der Hebräer. Nachdem Dhorme selber ihre Herkunft aus Ur in Chaldäa, diesem uralten Sitz einer hohen Kultur, so stark betont, muß man doch fragen, ob man solche Leute überhaupt als „Nomaden" im eigentlichen Sinn bezeichnen kann. Jedenfalls erscheinen schon Isaak und Jakob, auch Laban als Halbnomaden, also auf der Übergangsstufe zum seßhaften Leben. Die Israeliten in Ägypten haben Häuser (Ex. 12, 21—23), sind also keine „Nomaden". Sowohl in der Zeit der Wanderung nach Kanaan wie beim Auszug aus Ägypten erscheinen sie als eine aus dem Kulturland in die Steppe und damit erst sekundär ins Nomadentum abgedrängte Gruppe. Ein solcher Vorgang ist aber keineswegs vereinzelt. Gewiß ist bis in die neueste Zeit zu beobachten, daß Beduinen ins Kulturland hereindrängen und zur seßhaften Lebensweise übergehen. Aber es darf die zweifellos vorhandene Gegenströmung nicht übersehen werden, wenn auch ihre Stärke viel schwerer zu messen ist: auch heute gehen noch Gruppen und Einzelpersonen vom Kulturland zum Beduinenleben über, weil sie wirtschaftlich zugrunde gegangen sind oder sich in der weiten Wüste dem Zugriff der Behörden zu entziehen wünschen. Diese nehmen aber ebenso ihre Anschauungen aus dem seßhaften Leben mit und tragen sie in die Wüste unter die dort heimischen Nomaden, wie der Beduine die seinen aus der Steppe mitbringt. Es ist also nicht so, daß alles „Beduinische" auf dem Boden des Nomadismus gewachsen sein muß. Das Problem liegt viel, viel verwickelter, als es etwa J. Wellhausen und R. Smith sahen. Hier scheint mir aber der Verfasser die Sache sich doch zu leicht gemacht zu haben. Es dürfte für seine Methode bezeichnend sein, daß ihm der etymologische Zusammenhang zwischen dem Hebr. קסם und dem arab. قسم ohne weiteres genügt, um im ersteren „probablement une survivance du nomadisme" zu sehen (S. 227). Die Bestimmungen über den Aussatz werden (S. 59 und 298) aus den Anschauungen und Bedürfnissen des Nomadenlebens hergeleitet, weil Lev. 14, 2 der Ausdruck „Lager" steht. Aber dieser kann doch literarische Fiktion sein, um die betreffenden Vorschriften in die Zeit der Wüstenwanderung zurückzudatieren, und außerdem ist der Aussatz dem seßhaften Menschen genau so widerlich wie dem Beduinen. Daher besteht keine Notwendigkeit, die Abwehrmaßnahmen als eine Eigentümlichkeit des Nomadismus zu erklären. Ähnlich steht es mit der Herleitung des Tieropfers (S. 58). Viehwirtschaft ist doch zu allen Zeiten ein so wesentlicher Teil der Landwirtschaft gewesen, daß das Tieropfer sehr gut auch im Kreise des seßhaften Lebens entstanden sein kann und keineswegs (trotz Gen. 4, 3f.!) notwendig als Überbleibsel nomadischer Lebensweise erklärt werden muß. Warum soll die religiöse Weihe der Familienbande etwas spezifisch Nomadisches sein (S. 313)? Der an die Scholle gebundene Mensch hatte von jeher einen stark entwickelten Sinn für Blutsverwandtschaft. Oder: man kann dem Verfasser ruhig zugeben, daß Ex. 23, 19 und seine Parallelen gegen einen Fellachenritus protestieren (S. 58); aber kann ein solcher Ritus nicht auch von anderer Seite als dem Nomadentum bekämpft werden?

Wie mir scheint, werden in diesem Buche die Begriffe „primitiv" und „nomadisch" allzu rasch in eins gesetzt. Das geht schon deshalb nicht an, weil wir den Begriff „Nomade" nicht zu unseren Anschauungen von Seßhaftigkeit in Gegensatz setzen dürfen, sondern ihn neben das Fellachentum halten müssen, wie es heute noch zu beobachten ist und trotz allen Einbruchs westlicher Zivilisation nicht so bald verschwinden wird. Dieses ist aber nicht viel weniger primitiv als das Nomadentum selber, wie man sich leicht überzeugen kann. Es ist schade, daß Dhorme sich nicht entschlossen hat, den Begriff des Nomadischen neu zu untersuchen. Dann wäre sein Buch nicht nur eine schätzenswerte Materialsammlung, sondern auch eine zu Dank verpflichtende Neuorientierung geworden. Sicher hätte sich dabei der Kreis dessen, was in der ältesten Religion der Hebräer als nomadisch zu bezeichnen ist, wesentlich verengt, aber die Klarheit wäre größer geworden. Nicht unmöglich wäre freilich gewesen, daß sich die Notwendigkeit ergeben hätte, den Begriff „nomadisch" als Kennzeichen der vormosaischen Religion Israels fallen zu lassen und durch einen andern zu ersetzen. Auch das wäre kein Schaden gewesen. Gerade auch aus dem Buch Dhormes kann man

HOLBROOK LIBRARY PACIFIC SCHOOL

den Eindruck erhalten, daß die Theorie vom „Nomadismus" der ältesten Stufe der israelitischen Religion etwas gespensterhaft Unbestimmtes an sich hat.

Glatzer, Nahum Norbert: Geschichte der talmudischen Zeit. Berlin: Schocken-Verlag 1937. (178 S.) 8°. RM 2.50. Bespr. von Rudolf Meyer, Leipzig.

Vorliegende Arbeit will die Grundzüge der Geschichte des Judentums aufzeigen, wie es uns in der talmudischen Zeit entgegentritt. Verf. behandelt in Kap. I—IV die Geschichte des palästinischen Judentums von 70—425, Kap. V das babylonische Judentum. Ferner bespricht er die jüdischen Siedlungen, die Organisation der Gemeinden und das Berufsleben der Juden (Kap. VI), das Lehrhaus (Kap. VII), die Stellung des Judentums innerhalb der religiösen und philosophischen Strömungen seiner Zeit (Kap. VIII), schließlich fügt er einige Hauptpunkte aus der rabbinischen Geschichtsbetrachtung unter dem Gesichtspunkte der Erhaltung des jüdischen Volkes an.

Die Arbeit Glatzers kann und will keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Auch ist es naturgemäß für einen Nichtjuden außerordentlich schwer, eine Arbeit zu beurteilen, die so ausgesprochen national-religiös betont ist wie die vorliegende Abhandlung. Da ich die Geschichte des talmudischen Judentums zu einem guten Teile ganz anders sehe als dies Verf. tut, dies aber auf Grund von Voraussetzungen, deren Erörterung hier nicht am Platze ist, so möchte ich mich darauf beschränken, nur einige sachliche Bemerkungen zu der anregend geschriebenen Arbeit zu machen.

Wenn Verf. (S. 11) sagt, die jüdische Geschichtsschreibung sei aus der Erkenntnis heraus erloschen, daß es für das Judentum nach der Tempelzerstörung keine Geschichte mehr gab, so hat er damit seine eigenen Gedanken den Rabbinen in den Mund gelegt; zeigen doch Seder 'Olam rabba und Megillath Ta'anith, daß die Rabbinen Ansätze zur Geschichtsschreibung gemacht haben. Daß man nicht zu einer wirklichen Geschichtsschreibung durchgedrungen ist, hat offenbar seinen Grund darin, daß den Rabbinen der Sinn für große geschichtliche Zusammenhänge und das Vermögen, einen Stoff systematisch darzustellen, abgingen. — Bei der Charakterisierung der Zeloten (S. 13) vermisse ich einen Hinweis darauf, daß diese Männer aus dem Glauben an das nahe Ende heraus gehandelt haben. — Die Begrüßung Vespasians als König (S. 18f.) spricht Verf. Jochanan b. Sakkai zu. Wir halten den Bericht, den Josephus von seiner Verheißung des Cäsarenthrones an Vespasian gibt, für psychologisch echt und sehen in b. Gittin 56b eine sekundäre Motivübertragung auf Jochanan b. Sakkai. — Bei der Behandlung des 'Am ha-Arez-Problems (S. 23f.) würde ich mich nicht in so starkem Maße auf A. Büchler, Der galiläische 'Am ha-Arez des 2. Jahrh., 1906, berufen, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß B. das eine oder andere richtig gesehen hat. — Schwerlich entspricht die kurze Schilderung des Kanonabschlusses (S. 25) dem antiken Denken. — Zum Verbot des griechischen Unterrichts im trajanischen Aufstand (Sota 9, 14) vermisse ich einen Hinweis darauf, wieweit dieses Gesetz nur Theorie geblieben ist und wieweit es praktische Geltung bekommen hat (S. 36)[1]. — Historisch unzutreffend ist es, wenn Verf. die Trennung zwischen Juden und Judenchristen mit Graetz in die Zeit des Bar Kochba verlegt. Bereits um 100 n. Chr. waren die Judenchristen endgültig exkommuniziert, wie aus der Birkath ha-Minim[2], die Samuel der Kleine verfaßt hat, hervorgeht (S. 40). — Wenn Verf. (S. 48) von dem „plumpen Hellenismus" redet, den Antiochus IV. den Juden aufprägen wollte, so ist dazu E. Bickermann, Der Gott der Makkabäer, 1936, S. 90ff. zu vergleichen. — Richtig ist vom Verf. gesehen, daß die Wurzeln zum antiken Antijudaismus zu einem großen Teile im Judentum selbst liegen: vor allem sind es die Abschließung von der Umwelt und das religiös-sittliche Überlegenheitsbewußtsein, die den Haß und die Verachtung der Nichtjuden hervorriefen (S. 69f.); daneben spielen freilich auch noch andere Dinge eine Rolle, wie etwa rücksichtsloses Streben nach Macht, das seinen klassischen Ausdruck im Ester-Roman gefunden hat, u. a. m. — Bei der Besprechung der Judenstadt in Alexandrien (S. 102) unterläßt es Verf. zu bemerken, daß, wie aus einem Claudiusedikt hervorgeht, die Juden nicht Vollbürger von Alexandrien waren; vgl. hierzu H. J. Bell, Jews and Christians in Egypt, 1924, S. 10ff. 25. — Bei der Schilderung der messianischen Bewegung auf Kreta (S. 104)wäre ein kurzer Hinweis auf ähnliche religiösem Utopismus entspringende Erscheinungen aus dem 1. Jahrh. n. Chr. nützlich gewesen. — Der Widerspruch, der zwischen Schreibverbot einerseits und Kodifizierung der Halakha andererseits besteht, ist auch von Gl. (S. 133ff.) nicht gelöst. Auf jeden Fall sind

1) Dieser Hinweis wäre um so notwendiger, als Verf. S. 98f. einiges Inschriftenmaterial bespricht, in dem die griechische Sprache eine ganz bedeutende Rolle spielt; zum Sprachproblem vgl. R. Meyer, Hellenistisches in der rabbinischen Anthropologie, 1937, S. 135ff.

2) Vgl. b. Berakhoth 28b und I. Elbogen, Der jüdische Gottesdienst[3], 1931, S. 36ff.

Formulierungen wie: die „Erkenntnis von den Grenzen der Schriftlichkeit" (S. 135) habe mit verursacht, daß die Halakha lange Zeit nicht schriftlich fixiert wurde, als dem antiken Denken nicht entsprechend abzulehnen. — Historisch unzutreffend ist schließlich, in Jesus einen national-jüdischen Messias zu sehen, der als Rebell des messianischen Reiches gestorben sei (S. 162).

Die größeren und kleineren Bedenken zu Glatzers Arbeit ließen sich noch beliebig vermehren. Vor allem habe ich zu beanstanden, daß Verf. nicht alle behandelten Sachgebiete gleichmäßig beherrscht, sich mitunter von einseitig bestimmten und veralteten Autoren leiten läßt, dazu nicht selten seine eigenen Gedanken in die Zeit der Rabbinen zurückverlegt.

Semitistik, Islamistik.

Brunschvig, Robert: **La Versification arabe classique.** Essai d'une Méthode nouvelle. Alger: Société Historique Algérienne [1937]. (20 S.) 8° = Extrait du Troisième Congrès de la Fédération des Sociétés Savantes de l'Afrique du Nord. Revue Africaine (nos 372 et 373), 3e et 4e Trimestres 1937. Bespr. von R. Paret, Heidelberg.

«La présente méthode n'est pas un essai linguistique. D'inspiration pratique, elle se fonde délibérément sur le respect de la division, adoptée par la doctrine arabe, en mètres et pieds. Mais elle s'efforce de clarifier et de simplifier sur beaucoup de points cette doctrine, notamment:

1. en partant des faits les mieux établis, pour négliger au contraire les reconstitutions théoriques traditionnelles et les exemples controversés;

2. en substituant des notions phonétiques, telles que voyelle, consonne et syllabe, à la notion scripturaire de 'lettre';

3. en formulant, sur la constitution et les variations possibles des pieds, plusieurs principes généraux, qui permettent d'éliminer en très grande partie la théorie confuse et rebutante des *ziḥāfāt* et des *'ilal*.»

Im ersten Abschnitt (Généralités, S. 3f.) kommen ein paar Einzelheiten allgemeiner Art zur Sprache (lange und kurze Silben; Pausalformen; poetische Lizenzen; technische Bezeichnungen des Gedichts und seiner Teile). Hierauf folgt die Behandlung des Reims (5—7) sowie der Versfüße (8—11) und der Metren (12—18). Am Schluß gibt der Verf. noch einige praktische Fingerzeige zur Identifizierung von einzelnen Versmaßen (Scansion, 19f.). Die Frage des Wort- bzw. Versakzents wird nicht näher berührt, da darüber noch zu wenig sichere Ergebnisse vorliegen.

Was Brunschvig in den Abschnitten „Généralités" und „Le Rime" sagt, ist im großen ganzen klar und einleuchtend. Fragwürdig finde ich dagegen seine Ausführungen über die Versfüße und die Metren (S. 8—18). Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß die arabische Rhythmik steigender und nicht fallender Natur ist. Er leitet dementsprechend die einzelnen Versfüße aus je einem Jambus ab (– ∪, von rechts nach links zu lesen), dem eine oder zwei weitere Silben von schwankender Quantität (im folgenden mit × bezeichnet[1]) je nachdem vor- oder nachgesetzt werden, und kommt so auf fünf grundsätzlich mögliche Kombinationen in der Aufeinanderfolge von Kürzen und Längen, nämlich

Dreisilber: × – ∪ oder – ∪ × (←)
Viersilber: × × – ∪ oder – ∪ × × oder × – ∪ ×.

Die einzelnen Versmaße sind nach Brunschvigs Theorie aus diesen fünf Grundformen von Versfüßen abzuleiten bzw. darauf zurückzuführen.

Ich glaube, schon allein in mnemotechnischer Hinsicht kann eine derartige Analysierungsmethode nicht befriedigen. Der Überblick über die Vielgestaltigkeit der arabischen Versmaße wird dadurch eher erschwert als erleichtert. Auf mich wenigstens wirkt die Brunschvigsche Einteilung der 16 Versmaße in sieben verschiedene Gruppen, wobei das Ṭawīl an die erste, das Rağaz dagegen erst an die vierte Stelle zu stehen kommt, ziemlich gekünstelt und verwirrend. Die Theorie von den fünf möglichen Grundformen in der Aufeinanderfolge von Kürzen und Längen trägt auch nicht viel zur Vereinheitlichung des Tatbestandes bei. Denn bei sechs von insgesamt sechzehn Metren geht die Rechnung nicht auf (bei vier Metren glaubt der Verf. statt einer jambischen Einheit einen Trochäus annehmen zu müssen, und bei zwei Metren lassen sich die viersilbigen Versfüße auf fünf Silben erweitern).

Auch in sachlicher Hinsicht scheint mir die Brunschvigsche Analysierungsmethode nicht immer stichhaltig zu sein. Ich glaube, der Verf. ist bei der Bestimmung der Silbenquantität hie und da etwas zu mechanisch vorgegangen. Nehmen wir als Beispiel das Versmaß Hazağ. Freytag (Darstellung der arabischen Verskunst, S. 226—229) gibt als Schema für den viersilbigen Versfuß des Hazağ – – – ∪ (←), dazu zwei Nebenformen, eine sehr häufige ∪ – – ∪, und eine sehr seltene – ∪ – ∪. Brunschvig gibt seinerseits × × – ∪. Er hat also die verschiedenen Möglichkeiten einfach mechanisch addiert, ohne Rücksicht darauf, was häufig und was selten vorkommt: Die erste Silbe ist durchweg kurz, die zweite durchweg lang, also zu-

1) Brunschvig verwendet dafür Punkte.

sammengerechnet der obligate Jambus – ∪; die dritte Silbe ist (sehr häufig) lang und (sehr selten!) kurz, also anceps ×; die vierte Silbe ist lang, aber auch sehr häufig kurz, also wieder anceps ×. Bedenklich ist dabei — wie schon angedeutet — die Ansetzung der dritten Silbe als anceps. Darf man die Tatsache, daß für diese Silbe neben der üblichen Länge sehr selten auch einmal eine Kürze Verwendung findet, wirklich so auslegen? Handelt es sich hier nicht vielmehr um eine von jenen Ausnahmen, die die Regel bestätigen? Ich möchte mich für das letztere entscheiden und dementsprechend das Grundschema des Hazağ-Versfußes mit der Silbenfolge × – – ∪ wiedergeben, wie man das auch schon bisher getan hat, und wie es übrigens Brunschvig selber für den zweiten Versfuß des Hazağ andeutet[1]).

Man kann es dem Verfasser nicht verdenken, daß er in seiner vorliegenden Schrift — die ja die arabische Prosodie praktisch-methodisch und nicht etwa wissenschaftlich und historisch darstellen soll — das vielumstrittene Problem des Versakzents unberücksichtigt läßt. Aber er geht doch wohl zu weit, wenn er meint, seine Darlegungen über die arabischen Versmaße seien der Sache nach schon jetzt endgültig und könnten durch etwaige Ergebnisse der Versakzentforschung nicht mehr modifiziert werden (S. 2). Man kann nun einmal rhythmische Gebilde — auch solche der sog. quantitierenden Metrik — nicht verstehen und nachempfinden, ohne dabei, wenigstens als Begleiterscheinung, einen gesetzmäßigen Wechsel von Senkungen und Hebungen anzunehmen. Dieses Gefühl für einen gesetzmäßigen Wechsel von Senkungen und Hebungen mag in den einzelnen Fällen noch so subjektiv bedingt sein, für das Gesamtbild eines Versmaßes ist es von ausschlaggebender Bedeutung. Nehmen wir wieder das Hazağ als Beispiel. Das Brunschvigsche Schema des Hazağ-Versfußes wäre wohl am ehesten folgendermaßen zu akzentuieren: × × ≥ ∪ (←), also mit einer einzigen (oder wenigstens hervorragenden) Hebung bei der Länge des einleitenden Jambus[2]. Ich für meinen Teil möchte — wie oben dargelegt — das Schema × – – ∪ zugrunde legen und empfinde dabei die dritte Silbe als mindestens ebenso stark akzentuiert wie die zweite, also × ≥ ≥ ∪. Meinem Gefühl nach besteht das eigentliche Charakteristikum des Hazağ darin, daß in der Mitte des Versfußes zwei akzentuierte Längen unmittelbar aufeinanderfolgen. Die Einleitung des Versfußes durch einen Jambus scheint mir demgegenüber nicht so wichtig zu sein, wie man nach der Brunschvigschen Jambentheorie annehmen müßte.

Bemerkungen zu einzelnen Stellen. S. 3, Z. 14f. Das Suffix ـُه bzw. ـِه ist nicht „nach Belieben" kurz oder lang, sondern in der Regel kurz nach langen (und geschlossenen)Silben, lang nach kurzen Silben (siehe A. Fischer, Festschrift Paul Haupt, S. 390 bis 402). Auch die Endung ـُه ist — soviel mir bekannt — nicht nach Belieben kurz oder lang, vielmehr regelmäßig lang (ausgenommen natürlich vor Alif-Waṣla). — S. 3, 2 v. u. „Le *n* désinentiel ... à l'inaccompli est quelquefois supprimé". Diesen Fall kann ich nirgends nachweisen. — Unter Absatz C hätte übrigens auch noch darauf hingewiesen werden müssen, daß die Femininendung ـَة sich im Reim normalerweise in ـَه verwandelt. — S. 4, 17f. Die Grenze zwischen dem Begriff Qiṭ'a und Qaṣīde (bis 6, bzw. über 6 Verse) ist zu scharf und jedenfalls auch zu niedrig angesetzt. — S. 7, 11. Statt خَلَاقٌ lies خِلَاقٌ. — S. 10, 5f. Der Satz „Ce procédé est d'un emploi beaucoup plus rare au début du deuxième hémistiche" gehört wohl eher zum vorhergehenden Absatz (*ḥazm*). Vgl. Flügel, Darstellung der arabischen Verskunst, S. 85 und 88f. — S. 10 unten. Die Regel A stimmt nicht für das (allerdings seltenere) Versmaß Muğtaṯṯ. — S. 12, 13. Statt ∪ – – ∪ ist – ∪ – ∪ zu lesen. — S. 15, 5. Bei dem Schema des Versmaßes Munsariḥ fehlt am Anfang ein weiterer Punkt (wohl im Druck abgesprungen). — S. 17, 6f. „Le dernier pied de chaque hémistiche peut présenter l'une des formes – – ∪ ∪, – ∪ ∪ ou – – –." Die erste und die letzte von diesen Varianten kommt nur für den zweiten Halbvers in Betracht.

1) Nur nebenbei sei bemerkt, daß Hölscher für das Hazağ dasselbe Schema aufstellt wie Brunschvig (× × – ∪), da er die seltenere Nebenform – ∪ – ∪ ebenfalls genau gleich bewertet wie die häufigere Nebenform ∪ – – ∪ (ZDMG 74, 1920, S. 385). Ähnlich auch schon M. Hartmann, Metrum und Rhythmus (Gießen 1896), S. 23.

2) Hölscher, der die dritte Silbe ebenfalls für anceps erklärt (s. o.), akzentuiert × × ≥ ∪.

Löfgren, Oscar: Arabische Texte zur Kenntnis der Stadt Aden im Mittelalter. Abū Maḫrama's Adengeschichte nebst einschlägigen Abschnitten aus den Werken von Ibn al-Muğāwir, al-Ǧanadī und al-Aḥdal. Mit Anmerk. hrsg. **1.** Zur Topographie. (24 u. ٧٠ S., 1 Taf.); **2.** Biographien, 1. Hälfte: Abān-'Umāra (1—217). (IV, ١٧١ S.) gr. 8°. Uppsala: Almqvist & Wiksells; Leipzig: Harrassowitz; Haag: M. Nijhoff [1936]. = Arbeten utg. med understöd av Vilhelm Ekmans Universitetsfond, Uppsala. 42, 1 u. 42, 2, 1. 8 Kr. u. 15 Kr. Bespr. von E. Bräunlich, Leipzig.

Die arabistisch-historischen Studien über Südarabien sind nicht neu, sie können jetzt auf eine mehr als 100jährige Geschichte zurückblicken. Nachdem schon vorher Silvestre de Sacy in den Notices et Extraits (Bd. IV) über Hdss., die Jemen betreffen, gehandelt hatte, erschien 1828 die Historia Jemanae von C. Th. Johannsen. Ihr folgte ein Jahrzehnt später die Historia Jemanae sub Hasano Pascha von A. Rutgers. Diesen Anfängen schlossen sich bis zur Gegenwart eine ganze Reihe von arabischen Texteditionen zur politischen und Personal-

geschichte Südarabiens sowie eine Anzahl wertvoller historischer Monographien europäischer Orientalisten an. Aber bei der inneren Zerrissenheit der Landschaft und Bevölkerung Jemens und der ereignisreichen Geschichte des Landes seit der noch zu Lebzeiten des Propheten erfolgten Islamisierung können wir auch heute noch keineswegs von einer lückenlosen Kenntnis seiner Geschichte reden. Das ist um so bedauerlicher, als bei der grundlegenden Umgestaltung des Orients im allgemeinen und der arabischen Halbinsel im besonderen in den beiden Nachkriegsjahrzehnten sich unser Blick von selbst immer wieder von neuem auf Südarabien gerichtet hat. Zwei Ereignisse der letzten beiden Jahre dürfen wir hierbei als die bedeutendsten ansehen: den Beitritt des Imām Jaḥjā von Jemen zu der Arabischen Allianz (29. April 1937) und die Ausdehnung des britischen Kolonialterritoriums von Aden über einen großen Teil von Ḥaḍramaut. Nichts beleuchtet die politische Bedeutung, die Aden innerhalb des Empire zu spielen bestimmt ist, besser als der häufige Wechsel der staatsrechtlichen Stellung dieser vor nunmehr gerade 100 Jahren erworbenen Kolonie.

Es war daher ein glücklicher Gedanke, als O. Löfgren sich entschloß, „Arabische Texte zur Kenntnis der Stadt Aden im Mittelalter" herauszugeben. Die Bewertung der Publikation wird mithin von folgenden beiden Fragen abhängig sein: 1. Wie ist die philologische Bearbeitung zu beurteilen? 2. Enthalten die Texte lohnendes Material?

Was die erste Frage angeht, so ist bereits bekannt, daß die arabischen Hdss. zur Geschichte Südarabiens weder übermäßig häufig vorhanden, noch meist qualitativ einwandfrei gefertigt sind. Das gilt auch im vorliegenden Fall. Die Aufgabe war also schwierig, und man wird zugeben müssen, daß sich in dem Text allerlei Stellen finden, die noch der letzten Aufklärung bedürfen. Manche Hilfe wird uns der Verf. vielleicht in dem noch ausstehenden Teil II, 2, der den Rest der Texte, Kritische Bemerkungen und Indizes umfassen soll, schenken. In anderen Fällen werden wir uns wohl vorläufig mit dem non liquet begnügen müssen. Gelegentlich könnte die Ausgabe noch berichtigt werden. So ist II 1, S. ٢, 4 خِطابة mit *Kasrah* zu vokalisieren; ebd. Z. 9 lies mit Artikel: المقدّم; S. ٣٧, 11 füge besser ein: ذى vor القعدة; S. ٤٠, 8 und 14 ist das Versmaß im zweiten Halbvers nicht in Ordnung usf. Im großen ganzen dürfen wir dem Herausgeber aber das Zeugnis ausstellen, daß er sich mit Umsicht um die Erfassung des Textes bemüht und mit großem Fleiß Parallelstellen zum besseren Verständnis herangezogen hat. Das wird vor allem im ersten Heft deutlich, wo auch zur Veranschaulichung des Verhältnisses der Hdss. zueinander ein ausführlicher kritischer Apparat unter dem Text geboten wird. Infolge der geringen Ergiebigkeit der Varianten wird im II. Heft auf die Beigabe verzichtet.

Zum Verständnis der Beantwortung der zweiten Frage sei hier folgendes über den Inhalt der Hefte vorausgeschickt. Heft I enthält topographische Texte über Aden, und zwar: a) den allgemeinen Teil des *Ta'rīḫ ṭaġr 'Adan* von Abū Maḫramah (gest. 947), b) den etwas umfangreicheren Aden behandelnden Teil des *Ta'rīḫ al-Mustabṣir* von Ibn al-Muǧāwir (gest. 690). Heft II bringt die Biographien 1—217 aus dem speziellen Teil des *Ta'rīḫ ṭaġr 'Adan*.

Es ist selbstverständlich, daß sich in diesen Texten zum Teil ein Stoff findet, der auch an anderen, schon veröffentlichten Stellen zugänglich ist (etwa in H. C. Kay's bekanntem Buch: Yaman, its early mediæval History). Das hindert aber nicht, daß wir tatsächlich wertvolle Bereicherung aus den neu herausgekommenen Texten schöpfen können. Die topographischen Stücke bringen uns sehr detaillierte Beschreibungen der Stadt und ihrer Teile, sogar zwei Lageplanskizzen sind aus den Hdss. mit reproduziert[1]. Schon aus ihrer Aufnahme in das Werk Ibn Muǧāwir's kann man vermuten, daß es nach Herkunft und Bestimmung mit seemännischen und Handelskreisen in Verbindung stand. Darauf weisen auch die Nachrichten über die Beziehungen zu Indien (S. 30) hin, die interessanten Ausführungen über die Ausschau nach ankommenden Schiffen (S. 56f.), die Zollsätze (S. 58ff.) u. a. mehr.

Überwiegt im ersten der von Löfgren veröffentlichten Hefte der kulturgeschichtliche Wert, so liefert uns das zweite in den Biographien Abū Maḫramah's bedeutsamen historischen Ertrag. Hier sind es die eigentümlichen Verhältnisse unter der Dynastie der Zurai'iden in Aden (476—596) und die jemenischen Aijūbiden (569—625), die unser Interesse am meisten verdienen. Als Beispiel sei verwiesen auf die Biographie des Ḫuṭlubā, des Mamlūken von Salāḥ ad-Dīn (S. 69f.), und die des 'Uṯmān b. 'Alī az-Zinǧīlī, des Stellvertreters von Tūrānšāh (S. 131f. u. ö.).

So können wir also aus den vorliegenden Texten mancherlei gewinnen, und wir schließen mit der Hoffnung, daß auch die Schlußlieferung bald erscheinen wird.

1) Hier vermißt man eine moderne Karte von Aden, weil dadurch die Deutung der arabischen Skizzen wesentlich erleichtert würde.

Bišr Fāris: Mafraq aṭ-ṭarīq. Masraḥīja fī faṣl wāḥid. [Franz. Nebentitel:] Quand les chemins divergent. Cairo: Maṭba'at al-ma'ārif 1938. (37 S.) 4°. Bespr. von W. Haag, Berlin.

Der Verfasser dieses Schauspiels ist ein junger ägyptischer Schriftsteller, der im Jahre 1932 an der Sorbonne in Paris mit einer Arbeit über die Ehre bei den Arabern der Ğāhilīja promoviert wurde. Auf schöngeistigem Gebiet veröffentlichte er verschiedene Gedichte und im Jahre 1934 die Novelle *Qiṭ'at laḥm* in der Zeitschrift Al-Hilāl, die mit dem 2. Preis ausgezeichnet wurde.

Da der Verf. seine Ausbildung in Paris erhielt und dort vor allem stark mit der französischen Moderne in Berührung kam, ist es selbstverständlich, daß er stark von ihr beeinflußt ist. Dieser Einfluß läßt sich in dem vorliegenden Schauspiel klar verfolgen. In einer sehr ausgedehnten Einleitung gibt der Verf. eine Erklärung seiner Arbeitsweise und des Stückes selbst. Er will das Leben schildern, wie es ist, und zwar dichterisch gesehen durch das Symbol; das sind Worte, die wir von Paul Valéry und seiner Schule kennen. So soll das Werk vom Anfang gesehen nicht klar sein, erst am Ende, zurückblickend, kann man den wesentlichen Sinn erkennen. Die drei auftretenden Personen „Er", Samīra und der Narr sind die Symbole für den gewöhnlichen diesseitsbejahenden Menschen, für das irrende Suchen nach dem Wert des Lebens und für das empfindende Verstehen (der Narr versteht alles, kann aber selbst nicht reden). Auch die Aufmachung der Bühne ist symbolisch, sie ist rechts hell und aufsteigend, links dunkel und abfallend, der Kampfplatz zwischen Verstand und Empfindung. In dem Schauspiel wird sehr wenig gesprochen und sehr viel durch Bewegungen ausgedrückt, daher überwiegen die Regieanweisungen bei weitem.

Die Sprache des Stückes ist ein sehr ausgewähltes Arabisch, das manchmal schwierig zu verstehen ist, besonders da der Verf. neue Formen und Ausdrücke bringt. Dieses Neue wird auch von den arabischen Kritikern anerkannt. So schreibt Dr. Zakī Muḥammad Ḥasan im Ahrām vom 25. April 1938, daß das Stück eine Reihe von Ausdrücken und Stileigentümlichkeiten aufweise, die schön und eindrucksvoll seien, wenn man sie vom Französischen aus zu verstehen versucht. Manche davon scheinen im Arabischen eigenartig und verlangen eine eindringliche Überlegung, um sie zu verstehen, da diese Art des Schreibens ganz neu ist. Der Intendant des Staatstheaters Zakī Ṭulaimāt anerkennt folgende neue Ausdrücke: *al-maḥsūs wa mā warā' al-ḥiss, mun'aṭafāt ar-rūḥ wa-maṭānī al-mādda, lawāmi' an-nafs, at-taḥajjul al-munsariḥ* u. a. (Risāla, Nr. 250 vom 18. April 1938). Der bekannte Kritiker Zakī Nu'aima nennt das Stück einen erfreuenden neuen Typ in der arabischen Literatur (Risāla, Nr. 251 vom 25. April 1938).

Das Schauspiel ist ein Versuch in der arabischen Welt, wie es vorher in der Türkei geschah, der Moderne einen Weg zu bereiten. Ob dieser Versuch gelingen wird, ist eine Frage, die nur die Zukunft beantworten kann, doch wurde das Stück von den gebildeten Kreisen in Ägypten mit großem Beifall aufgenommen. Der Verf. ist seiner Sache sicher, wenn er behauptet, daß die Zeit gekommen sei, daß dem gebildeten arabischen Leser die kurze Andeutung (*al-īğāz wa'l-īmā*) in der Dichtung lieber sei als die ausführliche Weitläufigkeit.

Khanachet (Ḥanašat), Joseph M.: **An-Nabk et Jabal-el-Kalamoune.** Mœurs et coutumes vers le milieu du XIX^e siècle. (Arabischer Titel: Ṭarā'if al-ams, Ġarā'ib al-jaum.) Harissa (Harīṣā), Libanon: Imprimerie de St. Paul 1936. (VI, X, 186 S.) 8° = Publications de la Revue „Al-Maçarrat" [al-Masarra], Organe du Patriarcat Grec Melkite Catholique. Angez. von Joseph Schacht, Königsberg/Pr.

In dieser arabischen Publikation schildert der Verfasser aus eigener Anschauung das Volksleben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem kleinen Orte an-Nabk (in den mir zur Verfügung stehenden Reiseführern, Baedeker und Guide bleu, irrigerweise Nebk bzw. Nebq geschrieben), etwa halbwegs an der Straße zwischen Damaskus und Ḥimṣ gelegen, dem Hauptort des Ğabal al-Qalamūn. In einer Reihe lose aneinandergereihter Kapitel beschreibt er den Ort, das Leben im Ğabal al-Qalamūn (darunter die einheimischen Gerichte) im allgemeinen, Unterricht, lokale Autorität, Militärdienst, Geselligkeit, Kleidung, Landbau, Bereitung des Burġul und Dibs, Hochzeit (besonders ausführlich), Geburt und Beschneidung, Tänze, Feste, Begräbnis und teilt zum Schluß eine Reihe von Volksliedern mit. Photographien (leider meist schlecht reproduziert) und Zeichnungen erläutern den Text. Die 10 Seiten der arabischen Einleitung enthalten neben einem Vorwort des Verfassers einführende Worte von Rašīd Bey Naḫla und 'Īsā Iskandar al-Ma'lūf, die 6 Seiten des französischen Teils ein warmes Avant-propos von Jean Lecerf und ein Résumé des Inhalts. Hoffentlich kann der Verfasser dieser seiner Veröffentlichung die Beschreibung des Volkslebens in anderen Orten des Ğabal al-Qalamūn folgen lassen.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

İğdemir, Uluğ: **Kuleli Vak'ası hakkında bir araştırma.** Ankara 1937. (76 S., XXII Lichtdrucktafeln und 2 S.) 8° = Türk Tarih Kurumu Yayınlarından, VII. seri — No. 3. Bespr. von Helmuth Scheel, Berlin.

Kuleli Vak'ası (Der Vorfall von Kuleli) ist ein politisches Vorkommnis, das von den Historikern meist gar nicht erwähnt wird, oder völlig unzulänglich und ungenau. Es handelt sich um folgendes.

Im Jahre 1839 war das Hatt-i Scherif von Gülhane erlassen worden, das die Tanzimat-(Reform)periode in der Türkei einleitete. Ihm folgte 1856 das Hatt-i Humayun. Weite Kreise der klerikalen Richtung wandten sich gegen die durch diese Erlasse angeordneten Modernisierungsbestrebungen. Im Jahre 1859 faßte der damals 46jährige Scheich Ahmed aus Istanbul den Entschluß, eine geheime Vereinigung zu gründen und ein Attentat vorzubereiten, durch das der damalige Thronfolger, der spätere Sultan Abd-ül Aziz, zur Regierung gebracht werden sollte. Die Vereinigung bestand aus nur solchen Mitgliedern, deren jedes zur Ausführung eines Attentates fähig und bereit war. Die Pforte erhielt von dieser Verschwörung zuerst durch Meldung des Brigadegenerals Hasan Pascha Kenntnis.

Über den Hergang im einzelnen bestand bisher infolge Unkenntnis der Quellen Unklarheit. Einen Hinweis hat Ed. Engelhardt (in: La Turquie et le Tanzimat, Paris 1882, Bd. I, S. 157) gegeben, sowie Jusuf Akçura im 3. Bande der offiziellen Geschichte (Tarih) p. 51/52.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat nun eine genaue Darstellung auf Grund der Archivalien des ehemaligen Ministerpräsidenten (aus dem Defter-i mühimme mektum, Nr. 10) gegeben. Dieser Defter enthält Abschriften der Urteile, die über jeden der Angeklagten gefällt worden sind, und die in ihrem Tatbestand den Gang der Ereignisse genau schildern. Dazu gehören auch einige höchste Erlasse und mehrere andere Entscheidungen. Die 22 Seiten des Defters (S. 6—27) sind von dem Verfasser in Lichtdruck wiedergegeben.

Aus dem Inhalt läßt sich nun einwandfrei feststellen, daß nicht (wie Ahmed Rasim und nach ihm Engelhardt behauptet haben) Husein Daim Pascha das Haupt der Verschwörer gewesen ist, sondern der bereits genannte Scheich Ahmed. Eines der geschäftigsten Mitglieder war der Sekretär von Tophane, Arif Bey. Mit diesem traten Husein Pascha und Caferdem Pascha sowie Rasim Bey bei, die nach und nach mehr hinzuzogen, so daß die Mitgliederzahl schließlich auf 45—50 anwuchs. Außerdem hatten Scheich Feyzullah Effendi von Hezargrad und Scheich Ismail Effendi von Kutahiya ihre Unterstützung mit 1000 bzw. 6000 Anhängern zugesagt.

Wie bereits erwähnt, wurde von dem Bestehen dieser geheimen Vereinigung der Regierung zuerst durch den Brigadegeneral Hasan Pascha Mitteilung gemacht. Der Unteroffizier im Musikzuge von Tophane, Mehmed (aus Erzerum), kam nämlich mit Scheich Ahmed in ein Gespräch und trat nach demselben der Vereinigung bei. Darauf eröffnete er sich dem Oberstleutnant Hasan Aga, und dieser wieder benachrichtigte den General Hasan Pascha. Hasan Pascha hatte schon durch Arif Bey Kenntnis von den Vorgängen erhalten. Er ist dann — zum Schein — ebenfalls beigetreten und hat, nachdem er sich von den wahren Absichten der Mitglieder überzeugt hat, dem Kriegsminister Riza Pascha Meldung erstattet. Hasan Pascha ließ eine Versammlung der Verschwörer in der Moschee Kiliç Ali Pascha (am 17. Safer 1276 = 15. September 1859) einberufen und die ganze Gesellschaft dort festnehmen. Die Verhafteten wurden sofort nach der in Cengelköy gelegenen Kaserne Kuleli gebracht.

Über jeden der später Angeklagten wurde ein besonderes Urteil abgesetzt, deren jedes der Sultan zur Bestätigung vorgelegt erhielt. Die Verurteilten wurden in vier Klassen eingeteilt. Fünf (1. Grad) wurden zum Tode, die übrigen zu Galeerenarbeit, Festungshaft oder zur Verbannung verurteilt. Der Sultan wandelte die Todesstrafe für Arif Bey und Rasim Bey in lebenslängliche Galeerenstrafe um, die anderen Urteile wurden zunächst bestätigt. Auf Vortrag des Großvezirs wurden nachträglich dann auch Scheich Ahmed und Husein Daim Pascha zu lebenslänglicher Festungshaft begnadigt. Scheich Ahmed und Arif Bey kamen nach Magossa, Husein Daim Pascha und Rasim Bey nach Akka, die übrigen Verurteilten wurden nach verschiedenen Inseln, einige auch in ihre entlegene Heimat verbannt. —

Der Verfasser untersucht nun auf Grund dieser Tatsachen die Gründe, die den Anlaß zur Bildung der Verschwörung gegeben haben. Diese sind klar aus dem Wortlaut des Urteils über den Hauptangeklagten Scheich Ahmed ersichtlich. Er glaubte durch die Rechte, die den Christen in der Türkei auf Grund der Reformerlasse eingeräumt worden waren, das Heilige Gesetz des Scher' schwer verletzt und hielt den Sultan dieser Gesetzesverletzung für schuldig. Scheich Ahmed und seine Anhänger wollten das Recht wieder herstellen (muhafaza -i scheriat). Alle Angeklagten hatten behauptet, daß es sich um „din ve şeriet işi" (eine Sache der Religion und des religiösen Rechts) handelte (S. 35). Der türkische Dichter Namik Kemal nahm die Angeklagten in Schutz und entschuldigte ihr Verhalten. Aus all diesen Gründen hat wohl auch die Türkische Regierung den ganzen Vorfall möglichst geheimgehalten, denn eine zu weitgehende Behandlung in der breiten Öffentlichkeit hätte unter Um-

ständen Unruhe in die Bevölkerung tragen können; auch werden hier die eigentlichen Gründe für die spätere milde Beurteilung und für die Begnadigung der Verurteilten zu suchen sein. —

Die Arbeit stellt ein sehr erfreuliches Ergebnis der Forschungsarbeit eines jüngeren türkischen Gelehrten dar. Sie ist außerordentlich gut, auch methodisch geschickt angelegt, und es ist zu hoffen, daß der Verfasser bald weitere, für die Erforschung der politischen Geschichte der Türkei wichtige Ergebnisse seiner Forschungstätigkeit veröffentlichen kann.

Kühnel, Ernst: Sammlung türkischer und islamischer Kunst im Tschinili Köschk. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1938. (45 S., 3 Abb., 40 Taf.) 4° = Meisterwerke d. Archaeolog. Museen in Istanbul, Bd. III. RM 58—. Bespr. von R. Hartmann, Berlin.

Als 3. Band der Serie der Meisterwerke der archäologischen Museen in Istanbul, für die M. Aziz Ogan als Herausgeber zeichnet, läßt auf Schede's griechische und römische Skulpturen und Zimmermanns altchinesisches Porzellan hier E. Kühnel die Sammlung türkischer und islamischer Kunst folgen, die im Tschinili Köschk einen vielleicht nicht ganz moderner Museumstechnik entsprechenden, aber einzigartig stilvollen und würdigen Raum gefunden hat.

Der Anlage der Serie entsprechend gibt Kühnel S. 7—13 einen einleitenden Überblick über das Gebäude, das ja selbst ein erstrangiges Kunstdenkmal ist, und über die Sammlung und schließt daran eine kurze, aber alles Wesentliche bietende Beschreibung der zur Darstellung gelangenden Kunstwerke. S. 27—45 folgt der türkische Text. Den Kern des Bandes aber bilden die 40 wundervollen Tafeln, von denen 4 (mit 5 Bildern) dem Bauwerk selbst, 5 (mit 17 Bildern) den Steinbildwerken, 1 dem Stuck, 9 (mit 18 Bildern) der Holzschnitzkunst, 8 (mit 14 Bildern) der Keramik, 1 dem Glas, 5 (mit 7 Bildern) der Metallbearbeitung, 4 (mit 5 Bildern) den Teppichen und die 3 letzten dem Schreibwesen gewidmet sind. Bis zu einem gewissen Grad entspricht die Reihenfolge zugleich der Entstehungszeit der Denkmäler.

Die abgebildeten Kunstwerke aus dem Tschinili Köschk — natürlich durchweg hervorragend schöne oder doch besonders interessante, vielfach noch nicht veröffentlichte Stücke — entstammen nicht alle dem heutigen Gebiet der Türkei, aber doch früher unter türkischer Herrschaft befindlichen Orten (wie Baalbek, Raqqa, Samarra); aber der Verf. weist S. 9 darauf hin, daß z. B. der Dekorationsstil von Samarra türkische Einflüsse aufzuweisen scheint. Weitaus die Mehrzahl jedoch kommt immerhin von anatolischen Städten her.

Dabei scheint mir beachtenswert, daß unter den seldschukischen Holzschnitzereien, die den Glanzpunkt des Museums im Tschinili Köschk darstellen, die meisten, wie Kühnel selbst S. 10 hervorhebt, nicht etwa aus Konia, sondern aus Ankara herrühren. Das weist doch wohl darauf hin, daß Ankara in der Seldschukenzeit eine recht beträchtliche Rolle gespielt hat. Wenn man die alle Quellen ausgezeichnet auswertende schöne Studie, die P. Wittek in der G. Jacob-Festschrift, S. 327—354 der Geschichte der Stadt im Mittelalter gewidmet hat, liest, gewinnt man noch kaum einen so starken Eindruck von der Bedeutung Ankara's wie bei der Betrachtung dieser Fülle von Schnitzwerken. Wenn damit in einem gewissen Widerspruch zu stehen scheint, daß es — abgesehen von der Zitadelle — an monumentalen Bauwerken aus dem Mittelalter nicht reich ist, so nimmt es andererseits wieder in der Epigraphik eine ganz hervorragende Stelle ein: Inschriften, wie die des Minbar auf Tafel 15, die persische Inschrift aus der Ilchānidenzeit, die Wittek im *Türk Hukuk ve Iktisat Tarihi Mecmuasi* I 161ff. veröffentlichte oder die der Türe der ʿAlā ed-dīn Ğāmiʿi vom Jahr 763 gehören zu den historisch wichtigsten Inschriften ganz Anatoliens. Ich glaube in der Tat, daß dieser Gesichtspunkt für die Beurteilung der Geschichte Anatoliens erhöhte Beachtung verdient. So vermag das vorliegende schöne Buch, das dem Museum und dem Bearbeiter alle Ehre macht und für das wir zu warmem Dank verpflichtet sind, auch über seinen engeren Bereich hinaus fruchtbare Anregung zu geben

Im Folgenden mögen das Interesse, das das Werk besonders auch vom epigraphischen Standpunkt aus auslösen muß, einige Einzelbemerkungen andeuten: S. 10, Z. 12 v. u.: Tafel 13 rechts (datiert 1155) stammt ja nicht aus Ankara, sondern, wie die Beschreibung S. 18 angibt, aus Konia. — S. 17: die Inschrift von Tafel 12 links ist bei Mübārek Ġālib, Ankara zweimal veröffentlicht I 38 (Nr. 12) und II 40 (Nr. 78), allerdings, wie mir scheint, beidemal nicht ganz korrekt; zwar das erste — rätselhafte — Wort kann kaum anders gelesen werden, als er es — einmal mit ? — tut, aber der 2. Teil scheint mir einwandfrei anders zu lauten; ich lese مرحد[؟] المسجد المباركة الحاجى حسن غفر الله له ولولده ولجميع المسلمين. Übrigens bezeichnet M. G. diese Türe als aus der *Karanlik Mescit* stammend (aus der nach Kühnel Taf. 13 links herrührt), nicht aus einer *Öğle camii*. — S. 19 Taf. 15: es kennzeichnet die Trefflichkeit der Reproduktion, daß die

wunderbare, geschichtlich ungemein wichtige Inschrift klar zu lesen ist; zur Literatur über sie s. noch Mübārek Ġālib a. a. O. II 9 (Nr. 8) und Wittek a. a. O. S. 345. — S. 19 Taf. 16: soweit die Inschrift der schönen *maḳṣūra* zu sehen ist, lautet sie [das erste Wort ist mir ganz zweifelhaft; das erhaltene Stück scheint ja nur ein Satzglied] ابوالفتح كيخسرو بن قلج بخوق[؟] ارسلان ناصر امير المومنين — S. 19 Taf. 17: die Inschrift der *raḥla* des Kaikāūs (im Text steht zweimal der Druckfehler Kaiqāus) lautet: عزا لمولانا السلطان الاعظم ظل الله فى العالم مالك رقاب الامم سيد سلاطين العالم مولى ملوك العرب والعجم عز الدنيا والدين سلطان الاسلام والمسلمين ابو الفتح كيكاوس بن كيخسرو برهان امير المومنين اللهم ايده بجنود الملايكة المقربين كما ايدت محمدا خاتم النبيين — S. 20 Taf. 17 oben: an der Identität dieses Muṣṭafā Pascha ist sicher nicht zu zweifeln; es ist ja bekannt, daß er 935=1528/9 starb und in Gebze bei der von ihm gebauten Moschee begraben wurde.

Südasien.

Stein, Sir Aurel: **Archaeological Reconnaisances in North-Western India and South-Eastern Īrān** carried out and recorded with the Support of Harvard University and the British Museum. Antiques examined and described with the Assistance of Fred. H. Andrews and analysed in an Appendix by R. L. Hobson. London: Macmillan and Co. 1937. (XX, 267 S., 88 Abb., 34 Taf., Pläne u. Ktn.) 4°. £ 3/3 -. Bespr. von Hans Losch, Bonn.

Wie stets, bedeutet auch dieses neue Werk Sir Aurel Steins eine außergewöhnliche Bereicherung unseres Wissens über mannigfache Punkte der Vorgeschichte der im Titel genannten Gebiete, sowie der historischen Geographie und Topographie. Schon das erste Kapitel lenkt die Aufmerksamkeit auf sich: Alexander's campaign in the Panjāb. Nur einer Verzögerung der Genehmigung um Bereitstellung von Hilfsmitteln für die eigentliche Reise nach Persien haben wir es zu verdanken, daß St. eine neuerliche Untersuchung jener Stätten vornehmen konnte, durch die Alexanders Zug zum und über den Hydaspes geführt hat.

Zunächst versuchte St. Spuren der 12 Altäre Alexanders, die am Ufer des Hyphasis (Beas) errichtet worden sein sollen, zu entdecken, von denen die antiken Schriftsteller einstimmig berichten und die den östlichsten Punkt des Vordringens Alexanders darstellen. Die Suche verlief ergebnislos. St. gibt dafür eine plausible Erklärung: man muß eine westliche Flußbettverlagerung annehmen, der die Spuren zum Opfer gefallen sind. Darum lassen sich nur Funde aus muhammedanischer Zeit feststellen.

Wesentlich glücklicher ist St. in der Rekonstruktion der Übergangsstelle Alexanders über den Hydaspes (Jhelum) gewesen. Nach eingehender Würdigung der Ausführungen Breloers in seinem „Alexanders Kampf gegen Poros" kommt St. zum Ergebnis, daß die erschöpfende kritische Behandlung der antiken Schriftsteller nur beweise, wie unzulänglich diese Quellen für alle Einzelheiten seien (p. 19). Allerlei Umstände topographischer Art widersprechen nach St. der Identifikation Breloer's, ebenso wie gewisse Einzelheiten des Kampfes (pp. 20/21). St. wendet sich dann im folgenden dem Wege eines anderen großen mittelalterlichen Eroberers nach Indien zu, dessen Verlauf uns überliefert ist: Maḥmūd von Ghazna, der 1014 in Indien eindrang, um Trilocanapāla zu besiegen. Sein Weg führte über Nandana. Dies ist nach St.s überzeugenden Darlegungen auch Alexanders Weg zum Hydaspes gewesen (pp. 25/26). Das am Wege liegende Jalālpur hat alle Merkmale, die es als geeigneten Übergangspunkt über den Hydaspes erscheinen lassen (pp. 27/28). Allerdings gelingt es auch St. nicht, das Schlachtfeld und das zur Erinnerung an Alexanders Sieg gegründete Nikaia festzustellen (pp. 30/31). Dagegen dürfte die Identifizierung Jalālpurs mit Boukephala als gesichert angesehen werden dürfen (p. 32).

St. folgte nun der Straße Maḥmūd's und glaubte hier zunächst, bei dem Dorf Āra das Gelände der Schlacht mit Bhīmpāl Shāhi ansetzen zu können. Bei Nandana ist neben den Ruinen einer Moschee vor allem ein Hindutempel von Interesse, den St. in das 9. bis 10. Jahrhundert setzt.

Auf seiner weiteren Reise suchte St. Siṃhapura, das ja von Hiuen Tsang erwähnt wird, auf. Er identifiziert es mit Ketās. Besonders bedeutungsvoll ist die Entdeckung eines Hindu- oder Jaina-Tempels (der schlechte Zustand der Funde läßt keine endgültige Stellungnahme, welcher der beiden Religionen der Tempel zuzurechnen ist, zu), der offenbar bereits von Hiuen Tsang beschrieben worden ist (pp. 52ff.). Endlich findet St. in der Nähe von Girōt einen Kṛṣṇa-Tempel, der von Sādhu's besucht wird und eine Hindu-Pilgerstätte ist (p. 66).

Vom folgenden III. Kapitel an wendet sich St. dem eigentlichen Zwecke seiner Reise zu: der Erforschung vorgeschichtlicher Siedlungen bzw. Gräberfelder in Ostpersien und am persischen Golf. Zuerst besucht er Damba-Kōh und einige andere Gräberstätten. Aus dem Fund einer Münze aus der Zeit des Sinatruces

(77—70 v. Chr.) (p. 76) kann man entnehmen, daß es sich um Begräbnisstätten aus dem Anfang der christlichen Zeitrechnung handelt. Wesentlich ist nun, daß die Funde eine Gleichartigkeit der Bestattungszeremonien auf einem weiten, von Makrān bis nach Nord-Balūchistān reichenden Gebiet bezeugen (pp. 70—80).

Qalāt-i-Jamshīd, das der lokalen Tradition nach von Jamshīd erbaut worden sein soll, ist den Funden zufolge im 9. und 10. Jahrhundert besetzt gewesen. Doch beweisen Grabungen in der Umgegend eine weit früher liegende Besiedlung (pp. 80—86). Dann besucht St. Tīz. Der größte Teil der dort gefundenen Keramik deutet auf Grund gefundener Formen usw. auf lokale Manufaktur hin. Dem Typ nach gehört die gefundene Ware zu Samarra und Brahmīnābād in Indien. Da Samarra-Töpferei ins 9. Jahrh. fällt und Brahmīnābād-Töpferei nicht später als 1020 n. Chr. sein kann, ergibt sich, daß Tīz bis zum 9. und 10. Jahrhundert bewohnt war (p. 91). Gefundene Münzen stammen aus dem 1. Jahrh. v. Chr. und aus muhammedanischer Zeit (p. 90). Möglicherweise ist Tīz mit dem τετρα des Ptolemäus identisch (p. 92/93). Dabei ist aber bemerkenswert, daß sich keine Besiedlungsspuren aus vormuhammedanischer Zeit nachweisen lassen. — Aus der Nähe von Fanūch erhält St. zwei Exemplare vorhistorischer Töpferei, die sich den Funden Steins in Shāhī-tump in Makrān („Tour in Gedrosia") an die Seite stellen (p. 102/03).

Dann stattet St. Bampūr einen Besuch ab, wo er wiederum zahlreiche vorgeschichtliche Funde bergen kann, desgleichen in dem südöstlich gelegenen Maulā (pp. 104/12). Die Identifikation von Bampūr mit der alten Hauptstadt von Gedriosa πούρα, wo Alexander nach dem Marsch durch Makrān gerastet hat, weist St. aus philologischen Gründen ebenso zurück wie die Inanspruchnahme der 2. Silbe von Bampūr für diesen Namen. Allerdings habe πούρα wohl in der Nähe von Bampūr gelegen (p. 113). Weiterhin geborgene Funde in Sar-kahūrān in Dāmīn bestätigen wiederum die vorgeschichtliche Besiedlung der Gegend und zeigen Verwandtschaft mit Funden in Sīstān, Makrān und Nord-Balūchistān. Auch das Svastika, das sich in Shāhī-tump findet, ist vertreten (pp. 113/15). Besonders ergiebig in vorhistorischer Keramik ist ferner Khurāb (pp. 118/26) und Chāh Ḥusainī, dessen Funde in bemerkenswerter Weise von den übrigen Funden im Bampūr-Becken abweichen. In der Verbindung der Muster der Keramik „we note real inventive power", so daß St. daraus den Schluß zieht, daß die Reste vorgeschichtlicher Besiedlung in Chāh Ḥusainī einer früheren Zeit als die anderen Funde des Bampūr-Beckens angehören (pp. 126ff.).

Weiter zieht St. am Halīl Rūd entlang. In Tump-i-Surkh-qalāt und Hazārmardī finden sich wiederum Spuren später, vorgeschichtlicher Besiedlung, die sich den Funden in Makrān und Balūchistān an die Seite stellen (pp. 140/44). Das Fort Qal'a-i-khwāhar, das St. besucht, zeigt nur Zeichen der Besiedlung bis zum 12.—13. Jahrhundert. Endlich bietet noch Behkird wertvolle Ausbeute und wird von St. mit dem von den alten arabischen Geographen genannten Jīruft identifiziert (pp. 145/57).

Nach einem Sommeraufenthalt in England kehrt St. im Herbst 1932 nach Persien zurück, um sein weiteres Ziel, die Bereisung des Persischen Golfes und der anliegenden Gebiete durchzuführen. Mannigfache Schwierigkeiten stellen sich ihm in den Weg, es gelingt aber doch, Teile des gefaßten Planes zur Durchführung zu bringen. Um das Referat nicht weiterhin unnötig auszudehnen, möchte ich nur noch die wichtigsten Namen aufführen: Mīnāb, das alte Hormuz, sowie die Insel Hormuz, auf der die Portugiesen bis 1622 regierten; die Befestigungsanlage Leshtān, die seit frühislamischer Zeit besiedelt war (pp. 196/98); Beschreibung der ehedem berühmten Stadt Sīrāf, die im Jahre 977 durch ein Erdbeben zerstört und im 13. Jahrhundert verlassen wurde (pp. 199 bis 211). Eine interessante Feststellung St.s mag hier nur erwähnt werden: bei Gräbern an einer Moschee fand St. nicht die gewöhnliche, orthodoxe Nord—Süd-Richtung eingehalten, sondern eine Nordwest—Südost-Richtung. Vorhistorischen Siedlungen begegnet St. dann wieder auf seinem Zug nach Galehdār in fruchtbarer Gegend bei Takht-i-Pirist und Tal-i-Pīr (pp. 218ff.). Interessant ist ein Fund von 2 „button seals" aus Stein, die in Form und Zeichnung Siegeln entsprechen, die St. auf seiner 3. persischen Reise in einigen „chalcolithischen" Siedlungen von Fārs fand. Die gleiche Siegelart entdeckte Herzfeld in einem prähistorischen Dorf bei Persepolis und Mallowan bei Arpachīyah (Iraq II, 92ff.) (p. 221). Bei den Keramikfunden ist bemerkenswert, daß gewisse Mustereigenheiten ein deutliches Bindeglied zum keramischen Stil in Persepolis und Fars darstellen, sowie die Erkenntnis, „to find evidence of relation both with Susa and Balūchistān painted pottery indicated by the bands of horns, apparently of mountain sheep, found as a decorative motif and by a row of ducks" (p. 223).

In Bushire, das St. nach vielen Mühen erreicht, findet seine Reise ihren Abschluß, da eine Genehmigung für weitere Arbeiten in Ost-

īrān nicht mehr zu erlangen war. So beschenkt uns St. nur noch mit einer genauen Beschreibung von Bushire und einer Erklärung für das Nichtvorhandensein vorgeschichtlicher Besiedlungsspuren: Der Geologe Washington Gray unterrichtet St. dahingehend, daß der persische Golf eine allmähliche Zusammenziehung seines Beckens aufweise, der wahrscheinlich vorgeschichtliche Siedlungen zum Opfer gefallen seien. Ein Anhang Hobsons beschäftigt sich mit den Keramikfunden.

Das ungewöhnlich reichhaltige Werk Steins hat durch den Verleger eine mustergültige Ausstattung erfahren. Auf 34 z. T. farbigen Tafeln ist das Material anschaulich gemacht, sowie auf Planskizzen und Karten die genaue Wegroute. Unser Wunsch ist nur, daß es Sir Aurel Stein auch weiterhin vergönnt sein möge, unsere Kenntnisse der Vorgeschichte Īrāns in ähnlich tiefer und umfassender Weise zu erweitern.

Heim, Arnold, u. August **Gansser: Thron der Götter.** Erlebnisse der ersten Schweizerischen Himalaja-Expedition. Zürich: Morgarten-Verlag [1938]. (270 S., 220 phot. Abb. in Tiefdruck, 18 Zeichng. im Text, 11 musikal. Beispiele, 2 Auslegetaf., 1 Reliefkarte.) gr. 8°. RM 10.30. Bespr. von Johannes Schubert, Leipzig.

Das Forschungsgebiet der im Jahre 1936 erfolgten 1. Schweizerischen Himalaja-Expedition (SHE) waren die Teile des zentralen Himalaya, die nach Norden in die tibetischen Gebiete des Manasarowar und Kailas als auch des alten Reiches von Gu·Ge übergehen. (Die letzteren, auf tibetischem Boden gelegenen Landschaften sind zum Teil von Giuseppe Tucci in mehreren Expeditionen bereist worden.) Leiter der Forschungsreise war der Züricher Geologe Arnold Heim, der in dem jungen Geologen August Gansser einen tüchtigen Begleiter gefunden hatte. Der Ausgangspunkt der Expedition war Almora (in Kumaon), wo auch die Träger gemietet wurden. Die ganze Fahrt gliedert sich nun in drei größere Abschnitte, die durch die eigentlichen Standlager Garbyang, Milam und Badrinath gekennzeichnet sind. Dazu gesellen sich noch — von einem kleinen Seitensprung abgesehen — zwei selbständig unternommene Abschweifungen Ganssers auf tibetisches Gebiet (1. Pilgerfahrt zum Kailas [Gansser als tibetischer Lama verkleidet!]. 2. Über den Balcha Dhura im Tal des Shib Chu zum Sutlej).

In sehr leicht zu lesender und spannend geschriebener Schilderung — alles auch auf solider Basis — bringt das Buch in 18 größeren Abschnitten (mit ihren jeweils verschiedenen Untergruppen) die Einzelheiten der Reise. Ein weiterer Abschnitt über Proviant, Medikamente, Sportausrüstung und Photographie sowie ein Verzeichnis der Photographien und Zeichnungen schließen das für ein größeres Publikum geschriebene Werk ab. Sehr wertvoll ist die beigegebene Karte des „Zentral Himalaja" im Maßstab 1:650000 in natürlicher Südwestbeleuchtung. Die Abbildungen sind herrlich!

Zweck der Reise war in erster Linie die geologische Erkundung des Gebietes. Die Ergebnisse waren überraschende (sie sind vom touristischen, geographischen, geologischen, paläontologischen und botanischen Gesichtspunkt aus auf den S. 228—249 behandelt). Erwähnenswert sind hier die Entdeckung unbekannter Eisriesen im nordwestlichsten Nepal (Nampa-Gebirge) und einige Erstbesteigungen Ganssers. Für den Orientalisten wesentlich ist aber die im Hauptabschnitt „Auf unbekannten Wegen zum Sutlej" beschriebene Auffindung der Höhlenstadt („die tote Felsenstadt", S. 166 bis 169) am Shib Chu mit den Wandgemälden. In dem sehr weit nordöstlich davon gelegenen Ort Khyuṅlung hat bereits Tucci solche Höhlen mit teils sehr großartigen Fresken aufgefunden und beschrieben. Hier könnte eine hübsche Ergänzung geliefert werden, und es wäre zu wünschen, daß das in englischer Sprache — wie geplant ist — abzufassende wissenschaftliche Werk diesen Punkt berücksichtigt. Ein anderer Wert des Buches für den Orientalisten liegt in den Bildern, die die Pilgerfahrt zum Kailas illustrieren. Sie liefern eine vorzügliche Ergänzung zu den bisher bekannten Photos aus dieser Gegend, da sie meist von ganz neuen Richtungen aus aufgenommen worden sind (so paßt z. B. sehr gut das von SO aufgenommene Bild vom Kloster 'Athiṅ·'abri·phug [Tintripu], Bild 130, zur Aufnahme Tuccis [gegenüber S. 93 in Tucci: Santi e briganti nel Tibet ignoto] die — der Beleuchtung nach — von SW erfolgt ist). Von weiterer Bedeutung ist das auf Abb. 116 wiedergegebene Wandgemälde in Tinkar (dem höchsten Dorfe Nepals), welches eine Art Karte des Kailas und Manasarowar darstellt, aber nicht weiter beschrieben ist. Eine gute Auswertung dieses Bildes ist für den tibetischen Philologen sehr wichtig. Genaue Auskunft über Lage, Farben, Herkunft des Bildes ist sehr erwünscht. Leider kann man auf der Abbildung die auf dem Bilde jeweils bei den einzelnen Klöstern in Nagarischrift eingefügten Namen nicht so recht erkennen. Von den dargestellten zwölf Klöstern, teils größer, teils kleiner gemalt, sollen sicherlich vier die des Kailas und acht die um den See (Manasarowar) liegenden bezeichnen. Das in der Mitte unten gemalte Pferd deutet auf die besonders gesegnete Pilgerfahrt im Pferdejahr hin.

— Schließlich weise ich auch noch auf die Erzählung von dem Trancetänzer aus Sepu (S. 139/140) hin, der eine vom Ralampaß herabkommende und die Leute der Expedition gefährdende Lawine dadurch einige Schritte vor sich zum Stehen bringt, daß er sich ihr entgegenstellt und mit betenden Gebärden der Lawine entgegenspuckt. Dies ergänzt wieder sehr gut die sonst aus tibetischen Landen bekanntgewordenen Erscheinungen parapsychologischer Art.

So haben die Verfasser noch in anderen Abschnitten vieles mitgeteilt, was durchaus nicht nur für den Geologen Interesse hat, und haben damit ein Buch geschaffen, welches man nicht warm genug empfehlen kann.

Ostasien.

Usoff, Prof. S. N.: **A Course of colloquial Chinese.** Book I—English edition adapted from the Sixth Russian Edition of Kitaiskii Razgavornii Yazik in collaboration with C. Tyrwhitt. (Provisional Issue.) Two volumes. Illustrated. Peking: Henri Vetch 1937. (XIV, 358 S., 1 Tab., 252 S., 25 Abb.) 8°. Chin. $ 7.50. Bespr. von Jos. Mullie, Leuven/Louvain.

Ce livre, qui est présenté comme le premier des quatre que comprendra le cours complet, se compose d'une partie romanisée (Vol. I) et d'une autre (Vol. II) qui contient les caractères chinois des textes de la première partie. Il est divisé en vingt-cinq leçons auxquelles on a ajouté seize leçons de récapitulation traitant de matières qui se rapportent à la vie quotidienne. La disposition de la matière à étudier est des plus simples et un élève qui ne connaît encore rien en fait de chinois, trouvera là une initiation progressive, partant de phrases très faciles et bien claires.

En parcourant ce manuel, qui a l'avantage d'être très maniable, on a l'impression qu'il est écrit pour de très jeunes élèves, ou du moins pour des élèves qui n'ont acquis qu'un minimum de formation grammaticale, car les notes de grammaire qui suivent chaque leçon, ne sauraient satisfaire un esprit un peu attentif à la construction de la phrase chinoise et désireux de voir clair. Il y a certes des gens qui n'aiment guère tout un attirail grammatical, mais alors ils se condamnent à mettre à contribution leur mémoire plutôt que leur intelligence et aussi à devoir se contenter d'une connaissance superficielle et nécessairement inexacte de la langue. Quelques remarques sur les notes suffiront à le montrer.

P. 4: il n'est rien dit des « noms de matière » employés comme prédicatifs.

P. 7: 8. Articles: *the* and *a*, are not expressed in Chinese. — Il faut dire qu'il n'y a pas de mot chinois qui joue exactement le rôle de ces deux articles, car le concept que ces articles anglais représentent, est très bien exprimé en chinois par la place qu'occupe le sujet avant ou après un verbe intransitif et par les différentes sortes d'accusatifs; ces règles sont trop longues, quoiqu'assez simples, pour être rapportées ici.

Ibid. Le négatif *mei*^{2} gagnerait à être traité moins sommairement; les diverses sortes de négation ne sont pas expliquées complètement.

P. 8 et 52: la différence entre «*eul*^{4}» et «*liang*^{3}» pour dire «*deux*» n'est pas décrite; on ne soupçonnerait même pas l'existence d'une différence. Il aurait été utile de donner immédiatement la différence entre par ex. «*i ke pen-tzu*» et «*i pen-tzu*» (P. 8). L'absence de théorie grammaticale au sujet des classificateurs et des noms de quantité est la cause de cette omission.

P. 16 et 23: *shih*^{4} ne signifie pas «*oui*», mais «[*cela*] *est*»; il est nécessaire de donner les premières significations des mots et leurs sens dérivés. On ne voit nulle part les différentes manières de traduire notre verbe *être* en chinois, par ex. lorsqu'il accompagne un prédicat-substantif ou un prédicat-adjectif, etc.

P. 89: la définition de «*compound verbs*» est inadmissible; il y a plusieurs sortes de verbes composés en chinois; «*nien shu*»: *étudier*, n'est pas un verbe composé mais un verbe simple suivi de son complément direct; ces types de verbe correspondent assez souvent à nos verbes intransitifs.

P. 90: il est très exact de dire que le complément direct précède parfois le verbe, mais ce n'est pas le cas dans les exemples donnés sous la rubrique *Word Order*, où le verbe «*yu*^{3}»: *avoir* régit le complément direct. L'auteur aurait dû donner en exemple la phrase: *wo shuo-ti hua ni ming-pai ma*? (P. 120, 1); il y a encore d'autres accusatifs se plaçant devant le verbe. Il est utile de rapprocher de cette règle, ce que l'auteur dit à propos de *pa*^{3} et de *na*^{2}: *prendre*, (pp. 184—185—186); on a beau se défendre de faire de la grammaire; quand on se trouve devant les faits linguistiques il faut en donner une explication rationnelle afin que l'élève puisse acquérir une connaissance scientifiquement exacte de la langue, sinon toutes les notions s'embrouillent, comme l'auteur le sent à propos de *pa*^{3} et de *na*^{2}. La construction de la phrase: *na chang fan-cho-tzu, mai to-shao ch'ien*, dont la traduction littérale: *that dining-table to sell, how much money* est foncièrement mauvaise, ne s'explique pas sans une théorie complète des accusatifs en chinois: *dining-table* est ici un exposé faisant fonction de complément direct, et *money* est un accusatif indirect, placé toujours

après le verbe et répondant ici à notre construction «(vendre) *pour* combien d'argent» (P. 137, 11).

P. 116: la différence entre *lai*^{2} et *ch'ü*^{4} est mal définie: le premier verbe indique bien un *mouvement vers*, mais c'est un mouvement *vers celui qui parle*, et le second exprime un mouvement *s'éloignant de celui qui parle*.

P. 123: l'emploi de *tsai*^{4} et de *hui*^{2} appelleraient bien des remarques au sujet de la différence entre *tsai*^{4} et ses synonymes *huan*^{2} et *yu*^{4}: *encore*, et au sujet de la place qu'occupe *hui*^{2} dans les différentes sortes de phrases.

P. 125: 1, . . . *shih shui he-ti*: les constructions de ce genre auraient gagné à être réunies sous une rubrique donnant les diverses manières de rendre en chinois notre forme passive.

P. 128: *ming*^{2}-*pai*^{2}: to understand; la première signification est «*clair*», et comme prédicat verbal: «*être clair*». Ici la règle qui explique l'emploi d'adjectifs comme verbes manque. On souhaiterait de même des données théoriques exactes sur l'emploi de converbes comme *wan*^{2}: *finir* (P. 139), de *chiu*^{2}: *alors* (ibid.), de *kei*^{3} formant des datifs (P. 141), de *yao*^{4} (ibid.), etc.

P. 245: le rôle de *shang*: *monter* et de *shang*: *sur*, est très mal défini; la comparaison dialectale et l'emploi de ces mots en langue littéraire montre clairement que ce qui est devenu un homophone *shang*^{4} dans le nord, représente proprement deux mots différents: 1) *shang*^{3}: *monter*, et 2) *shang*^{4}: *sur*, *au-dessus*; le premier est toujours verbe, donc *shang che-'rh* ne se traduit jamais comme: *towards here*, et le second est une postposition, se plaçant toujours après le substantif.

Les notes placées après chaque leçon appelleraient encore bien d'autres corrections ou additions. On peut objecter que les volumes suivants donneront les explications supplémentaires; c'est bien possible, mais ceci n'excuse pas les inexactitudes trop fréquentes qu'on rencontre dans les notes du premier volume. Il est vrai aussi qu'il est impossible de donner en une fois les diverses notions parfois compliquées au sujet de n'importe quel fait linguistique, et qu'il vaut mieux commencer par les choses faciles pour avancer graduellement, mais alors il est nécessaire aussi de donner dès l'abord des explications exactes, qu'on complètera plus loin, et qui formeront une base solide. Les manuels de première initiation doivent combiner l'emploi de mots usuels avec l'explication des premières règles, les plus simples, de la grammaire. Le présent ouvrage de S. N. Usoff donne entière satisfaction sur le premier point, mais nullement sur le second. Si les manuels donnent, — comme ils le doivent d'ailleurs, — des explications grammaticales et syntaxiques, et non seulement des explications de mots, il faut que ces explications soient méthodiquement exactes et complètes. Ce n'est qu'à ce prix que l'élève en arrivera à saisir le génie de la langue.

Siguret, J.: Territoires et Populations des Confins du Yunnan, trad. du Chinois. Peiping: Henri Vetch; Leipzig: O. Harrassowitz [1937]. (X, 307 S., 4 Ktn.) gr. 8°. RM 12—. Bespr. von H. Maspero, Paris.

Le gouvernement du Yunnan a fait réunir en un recueil il y a quelques années des articles sur les populations non chinoises de la frontière birmane; c'est ce recueil que M. Siguret a traduit en français. Il y a sept articles de longueur et de valeur diverses, par six auteurs différents; malheureusement aucun d'eux n'était préparé à ce genre de travail, et ils ne nous apprennent presque rien de nouveau. L'un d'eux s'en est douté: M. Fan Yi-t'ien déclare avec une modestie qui ne paraît pas être entièrement une attitude de politesse que «avec ce qu'il rapporte on pourra bavarder après le thé et le repas» (p. 78).

Les deux meilleurs articles sont le second, par M. Fan Yi-t'ien, et le sixième, par M. Miao Houei-yi: l'un est une série de petits tableaux pittoresques et adroitement composés de la vie des Kou-tsong mendiants; l'autre contient les notes souvent fort vivantes d'un voyage entre le Mekong et la Salouen; s'ils ne nous apprennent pas grand'chose, ils ont du moins le mérite d'être amusants. Les autres sans être meilleurs pour le fond sont bien plus prétentieux. Le premier article, par M. Wang T'ou-chouei, se partage à peu près également entre la description de la région tibétaine de Tchong-tien et de la région moso de Li-kiang; cette dernière partie (p. 42-76) constamment imprécise n'a aucun intérêt et ne fera pas oublier la relation de M. Bacot; la première partie a l'intérêt de montrer la curieuse situation politique de Tchong-tien vers 1923, quand, dans la carence des autorités régulières, l'alliance d'un lama et d'un chef indigène réussirent à maintenir l'ordre et à écarter les pirates. Les troisième et cinquième articles, par M. Tchang Kia-pin, sur la zone non délimitée entre la Birmanie et le Yun-nan, sont des ramassis informes de notes de seconde main recueillies auprès des personnes les plus hétéroclites, des colporteurs, un coolie qui avait travaillé à planter des poteaux frontières, etc. et disposées sans ordre: par exemple dans le troisième article la description géographique est un des derniers paragraphes et vient après celui qui est intitulé «Races et

peuplades». L'auteur qui s'est donné le plus de mal est M. Li Cheng-tchong qui a fait le quatrième article «Etude sur les Races du 1er District des Marches Coloniales Yunnanaises». Son plan est assez bien ordonné. Il a une section pour chaque «race» Ye-jen (Kachin), Pai-yi (Shan), Li-sou, Nou-tseu (Lolo), K'iu-tseu, Kou-tsong (Tibétains), Kia-wa; et dans chaque section il donne des notes sur l'habitation, l'habillement, la nourriture, l'organisation sociale, la langue. Il est regrettable que ce plan soit aussi mal rempli. Des comparaisons plus ou moins heureuses avec les choses chinoises actuelles ou anciennes viennent à tout bout de champ remplacer les descriptions précises: par exemple, parlant du sacrifice d'un bœuf chez les Ye-jen (p. 124), il trouve que les pratiques ressemblent à la coutume chinoise de partager les offrandes et en profite pour ne pas décrire la cérémonie ye-jen; ou encore ayant trouvé chez les mêmes Ye-jen deux divinités qu'il peut identifier à des héros chinois, il se tient pour satisfait et ne songe plus à décrire la religion ou le culte. Il a eu la bonne idée de reproduire une chanson de chaque population; mais l'emploi d'une transcription détestable et surtout le nombre des fautes d'impression en rendent les textes inintelligibles.

La traduction de M. Siguret paraît exacte; je ne voudrais pas lui reprocher un français quelque peu journalistique (par ex. p. 43 «les communications *difficultueuses*») dans la traduction d'un original présentant ce caractère à un degré aussi marqué. Il y a quelques inadvertances: p. 32 *Mao-che* ne désigne pas «*Mao-che choutchou*, édition savante du *Che-king*» mais est simplement une manière élégante de désigner le *Che-king* lui-même, en quelque édition que ce soit, en rappelant le nom de la recension de Mao, officielle depuis les Han. P. 122, n. 1, au lieu de se contenter de dire que le nom de Ginthraw que suivant l'auteur chinois les Kachin «se donnent entre eux» est textuellement donné dans l'ouvrage original, il aurait mieux valu rétablir, au moins en note, la forme correcte Singphaw. Mais je ne veux pas insister sur des vétilles. M. S. a mis à notre disposition une traduction suffisante de cet ouvrage chinois sur les populations non chinoises du Sud Ouest du Yunnan; un bon index avec transcription anglaise et française des noms propres, le rend particulièrement facile à manier. Si l'ouvrage original valait l'effort accompli est une autre question: le traducteur reconnaît lui-même que ce recueil est «un livre de propagande et d'information komingtang» plutôt qu'un livre d'intérêt ethnographique.

Nitobe, Prof. Dr. Inazō: **Bushidō, Die Seele Japans.** Eine Darstellung des japanischen Geistes. Aus dem Englischen übertragen von Ella Kaufmann. In neuer autorisierter Bearbeitung von H. Klanke. Magdeburg: Nordland-Verlag [1937]. (72 S.) 8°. RM 2.80. Bespr. von Willi Prenzel, Berlin.

Kein Wunder, daß für viele, die sich früher kaum oder gar nicht mit Japan befaßt haben, heute die Samurai-Gesinnung beachtlich und bedeutsam wird. Und damit steigt auch der Wert der Schriften, die von dem „bushidō", den Wegen des Kriegers, d. h. seinen sittlichen Idealen Zeugnis ablegen. Denn schlechterdings vorbildlich darf die Haltung des Samurai genannt werden in ihrer selbstverständlichen Unbedingtheit, was Treue und Ehre, Mut und Ertragen, Gerechtigkeit und Geradheit, Höflichkeit, Selbstbeherrschung und Wahrhaftigkeit angeht.

Das hat auch H. Klanke erkannt. Deshalb hat er sich das bekannteste und berühmteste dieser Bücher in der deutschen Übersetzung des englisch geschriebenen Originals vorgenommen, Nitobes „Bushidō, The Soul of Japan", und führt es den deutschen Lesern in stark abgeändertem, zeitgemäßem Gewande vor. Das ursprüngliche Buch von Nitobe ist es nicht mehr in jeder Hinsicht. Schon Ella Kaufmann hat bei ihrer Übersetzung nicht weniger als rund 30 Seiten des Originals gestrichen (gerechnet nach der 12. Auflage, Tōkyō 1907). Und bei Klanke sind von E. K.s Buch abermals rund 25 Seiten fortgelassen, so daß im ganzen Nitobes Buch bei Klanke um etwa ⅓ gekürzt ist.

Wir haben uns hier nicht mit Nitobes Arbeit auseinanderzusetzen — das Buch, vor mehr als einem Menschenalter geschrieben, ist oft genug besprochen worden —, sondern mit Klankes Bearbeitung. Sehr zu begrüßen, wenn auch mehr das Äußerliche betreffend, ist die Verdeutschung der zahllosen Fremdwörter. Im ganzen ist sie gelungen, einzelnes ist freilich weniger gut oder sinnstörend: Zensur und Verbot (Kfm. S. 15, Kl. S. 12) sind nicht dasselbe; Temperament mit Gesinnung gleichzusetzen (beide S. 16), dürfte kühn sein; pathetische Stärke mit „heldische Stärke" wiederzugeben, ist völlig falsch, es müßte heißen: „ergreifender Mut" (S. 21, bzw. 19); plutokratisch ist mit geldschätzend wenig glücklich verdeutscht (S. 31, bzw. 24); «belles lettres» (S. 106) heißt nicht „schöne Literatur" (S. 60), sondern schöne Wissenschaften; sozialpolitisch ist nicht gleich staatspolitisch (S. 113, bzw. 62). Und so ließe sich noch manches andere nennen. An ganz wenigen Stellen nimmt Klanke Stilverbesserungen vor. Ein „autorisierter Bearbeiter" hätte darin ruhig etwas weiter gehen und so manche Stilhärte herausbringen dürfen.

Freilich, wie sollte man das von einem Bearbeiter erwarten, der sich nicht einmal die Mühe macht, die überaus zahlreichen Übersetzungsfehler seiner deutschen Vorlage richtig zu stellen! Man gewinnt fast den Eindruck, als habe er sich das englische Original gar nicht vorgenommen, beruhigt vielleicht durch Nitobes Worte in der Vorrede zu der deutschen Ausgabe von E. K.: „Die Übersetzung bietet eine gewandte und getreue Wiedergabe des Originals". Aber es hätten ihm doch die Unklarheiten, ja, das Unverständliche mancher Stellen auffallen müssen. Ein Blick in den englischen Text hätte ihn leicht das Richtige finden lassen. Ein Beispiel für viele. Nitobe führt das bekannte Gedicht von Motoori Norinaga über die Yamato-Seele an und übersetzt ins Englische: "Say — scenting morn's sun-lit air, Blows the cherry wild and fair!" Klanke schreibt ohne Bedenken die Übersetzung von E. K. nach: „Des Morgens sonnenhelle Luft riechend, Blüht die Kirschblüte, wild und schön!" Und fährt dann fort (wieder wie E. K.): „. . . Man beachte die Ausdrücke, die der Dichter gebraucht: die wilde Kirschblüte, welche die Morgensonne riecht" (S. 65). Das mußte dem Bearbeiter doch als sinnlos auffallen. Wenn er's nicht wußte, so hätte ein Blick in ein Wörterbuch ihm zeigen können, daß "to scent" auch heißen kann: durchduften, würzen, duften machen. Ähnliches findet sich leider allzu oft.

Störend für den Leser dürfte es sein, daß eine Fülle von Namen, Begriffen, Begebenheiten auftaucht, ohne daß auch nur der geringste Versuch einer Erklärung oder Einreihung gemacht würde, nach der aber jeder nicht ganz oberflächliche Leser verlangen wird. Der Herausgeber hätte nur den «Papinot: Dictionaire d'historie et de géographie du Japon» zu Rate zu ziehen brauchen, dann hätte er Antwort auf alles gefunden.

Am meisten fallen die Auslassungen auf. Welcher Grundsatz den Herausgeber dabei leitet, wird im Vorwort S. 7 gesagt: „Ich habe dieses japanische Kulturbild völlig losgelöst von seinen internationalen Beziehungen und es allein auf seinen eigenen Wert gestellt," damit es deutlich erkannt werde „als das, was keine Zeit ihm nehmen kann: als eine Richtschnur heldischer Gesinnung". Was bedeutet ihm nun: loslösen von internationalen Beziehungen? Das dürfte nur jemandem klar werden, der mindestens die Übersetzung von E. K. zur Vergleichung heranzieht. Es heißt in weiterem Sinne: Fortlassen der Beispiele von verwandter oder anders gerichteter Denkweise in Europa-Amerika; im engeren und eigentlichen Sinne aber: Streichung aller Parallelen, die aus der christlichen Religion und ihrer Ethik hergeleitet werden. Dabei verfährt der Herausgeber aber nicht folgerichtig. Erstens führt er, wenn es ihm in seine Zwecke paßt, unbedenklich Beispiele aus der europäisch-amerikanischen Literatur an (man vgl. z. B. S. 9, 11, 12, 14, 28, 29, 31, 38, 39, 48, 52 u. a. m.), von den chinesischen Philosophen ganz zu schweigen; und zweitens bringt er sorgsam alles, was Nitobe etwa an kritischen Bemerkungen zur christlichen Lehre oder der Haltung der Christen zu sagen hat (vgl. S. 28, 45, 48, 62, 67); ja, er geht so weit, daß er sogar das Alte Testament zitiert, wenn ihm ein Gedanke genehm ist, z. B. S. 47, 53.

Was aber geht ihm gegen den Strich? Daß man am ersten nach dem Reiche Gottes trachten soll (S. 14); das Evangelium von der Liebe (S. 19, 54/55, 61); Mitleid (S. 30/31); Hochachtung vor den Lehren Christi (S. 52); Verteidigung japanischer Christen gegen den Vorwurf der Illoyalität (S. 65); der Gedanke, daß das Kreuz Christi sich die Welt erobert habe (S. 80); freudiges Märtyrertum der Christen (S. 90); daß das Reich Gottes in uns sei (S. 139); daß das Christentum ein Bollwerk gegen den Materialismus bilde (S. 139). (Seitenzahlen beziehen sich naturgemäß auf E. K.'s Übersetzung.)

Nun ist es sicher, daß Kürzungen oft dazu dienen können, Grundgedanken schärfer und klarer herauszuarbeiten. Dahin geht auch Klankes Bestreben. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß er sein Ziel an vielen Stellen erreicht hat. Aber ebenso oft nimmt er der Darstellung Eigentümlichkeit, Farbe und Leben. Nitobe war von dem ganz richtigen Gedanken geleitet, daß Beziehung auf das europäisch-amerikanische Geistesgut uns das Verständnis leichter mache. Klanke vergeht sich gegen diese Absicht Nitobes, wenn er diese Parallelen oder Gegenbeispiele fortläßt. Ja, mitunter wird sogar der Inhalt durch solche Auslassungen verdreht oder gar verfälscht. Auf S. 16 führt Kl. Fichte an und verschweigt, daß Berkeley denselben Gedanken ausgesprochen hat. S. 18 schreibt er: „In der Ethik ist giri (rechte Vernunft, Pflicht) deshalb eine Tugend zweiten Grades, da die Liebe wohl die erste Stelle einnehmen sollte". Es heißt aber: „In der Ethik ist giri eine Tugend zweiten Grades; sie steht tief unter der christlichen Lehre von der Liebe, die das einzige Gesetz sein sollte". Auf S. 33 ersetzt er „die wahren Lehren Christi" durch „wahrhaft gute Sittenlehren". S. 35 läßt er den Namen „Hegel" fort, so daß kein Mensch darauf kommt, ein Deutscher habe sich so

über die Lehnstreue ausgelassen, wie es dort steht, um so weniger, als er dann fortfährt: „. . . so rühmt doch einer der größten Deutschen, daß persönliche Treue eine deutsche Tugend sei". (Im Original steht: „einer seiner größten Landsleute".) Die Beispiele für solches Verfahren ließen sich leicht noch um eine große Zahl vermehren.

An anderen Stellen wird durch Auslassungen der Sinn schwer verständlich, wird der Zusammenhang gestört. Wer sich die Arbeit machen will, der lese nach: S. 18 (19), 25 (34), 26 (38), 28 (40), 29 (43), 56 (99), 58 (101), 69 (131), 70 (132) u. 70 (136/37), 71 (139). (Zahlen in Klammern = Kaufmann.) Dabei sind die vielen Stellen, an denen er Fehler, Irrtümer, Schiefheiten aus E. K.'s Buch übernimmt, nicht mitgerechnet.

Als Ergebnis bleibt nach dem allen:

Ein verantwortungsbewußter Herausgeber arbeitet so nicht. Man erwartet von ihm Ehrfurcht vor den Absichten des Verfassers. Nitobes Buch täte seine Wirkung auch heute noch, ohne daß es aufdringlich unter ein bestimmtes Schlagwort gestellt würde. „Heldische Gesinnung" ist nur ein Teil dessen, was „bushidō" umschließt. So viel hätte doch der Bearbeiter erfassen müssen. Nitobe selbst würde sich heftig dagegen wehren, damit den Begriff umschrieben oder erschöpft zu sehen.

Afrikanistik.

Stopa, Roman: **Die Schnalze, ihre Natur, Entwicklung und Ursprung.** Kraków: Nakładem Polskiej Akademji Umiejętności 1935. (XI, 198 S.) gr. 8° = Polska Akademja Umiejętności, Prace Komisji Językowej Nr. 23. Bespr. von J. Lukas, Hamburg.

Das Interesse, das die wohl merkwürdigsten Laute, die sog. Schnalzlaute der Buschmannsprachen und des Hottentottischen, von jeher geweckt haben, ist allgemein. Diesem Problem daher einen eigenen Band zu widmen, ist eine gute Idee und ich beglückwünsche den Herrn Verfasser, daß er sich dieser Aufgabe in solch hingebender Weise unterzogen hat.

Ein allzu kritischer Beobachter des Werkes — ich rechne mich nicht dazu — könnte dem Herrn Verfasser, der seine Arbeit in drei Teile der Natur, der Entwicklung und der Entstehung der Schnalze gliedert, vielleicht vorhalten, daß zum ersten Kapitel umfangreichere Studien durch Beobachtung und Apparate an Ort und Stelle notwendig gewesen wären. Ich bewundere aber den Verfasser, daß er trotz des Mangels an Praxis, der ja für einen mitteleuropäischen Gelehrten nur allzu begreiflich und entschuldbar ist, sich mit einem so gründlichen Ernst in die äußerst schwierigen Fragen der buschmännischen und hottentottischen Phonetik hineingearbeitet hat, wie dies nur von echtem Interesse für wissenschaftliche Fragen zeugt. Dagegen kann ich dem Versuch des dritten Teils, der Entstehung der Schnalze nachzugehen, nicht folgen. Den auf genauester Beobachtung fußenden wissenschaftlichen Grundsätzen der Hamburger Schule widerstrebt es, spekulative Versuche dort zu unternehmen, wo sich nur ungenügendes Material zusammentragen läßt. Meines Erachtens fehlt uns jeder Anlaß zur Annahme, daß die Völker des südafrikanischen Kontinents nicht im Laufe der langen Geschichte den größten Erschütterungen jeglicher Art unterworfen gewesen sein sollten; es ist mir unwahrscheinlich, daß sich in den südafrikanischen Sprachen mehr als wo anders Laut und Sinn noch decken.

Ich möchte nicht auf das im zweiten Teil des Buchs behandelte Verhältnis zwischen Hottentottisch und Buschmännisch eingehen. Dieses Verhältnis wird sicher nur dann verstanden werden, wenn es von afrikanischen Sprachwissenschaftlern untersucht wird, nicht aber von Ethnologen, Phonetikern und anderen, die sich nicht der Mühe unterziehen, den Aufbau der Sprache zu studieren, wie es C. Meinhof längst getan hat. Daß wir mit Vokabelvergleichen wenig, mit kritiklosen aber gar nicht weiterkommen, ist, denke ich, heute in der Afrikanistik bereits ein Stück Erfahrung.

Als einen der augenfälligsten Vorteile des Buchs möchte ich die umfassende Gesamtbehandlung des Stoffes hervorheben, die nichts außer acht läßt, was zu dem Thema geäußert worden ist. Aus diesem Grund erscheint es mir notwendig, daß jeder, der sich mit der Schnalzlautfrage beschäftigt, die Arbeit des Herrn Stopa in der Hand gehabt hat.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

Yenching Journal of Chinese Studies 18 1935: 1—53 Hsü Ti-shan, The inscription on the bronze Ch'ing of A. D. 851 (Hsü untersucht die Inschrift eines bronzenen Klangbeckens, auf dem außer der Datierung noch zwei buddhistische Sutren eingraviert sind. Durch Vergleich der verschiedenen bisher bekannten Versionen des einen Textes, der Buddhoṣṇīṣāryavijayadhāraṇī kommt er zu dem Ergebnis, daß die Eingravierung erst in der späteren Ming-Zeit gemacht sein kann). — 55—7 Jung Keng, The transmission of the bronze Ch'ing of A. D. 851 (gibt eine Beschreibung des Klangbeckens und alle bekanntgewordenen Besitzer und sonstigen Nachrichten über das Becken). — 59—71 H. G. Creel, The meaning of T'ien (Über die ur-

sprüngliche Bedeutung des Wortes t'ien = Himmel und besonders über sein Verhältnis zu dem Ausdruck shang-ti = Herr der Höhe, und die Frage, inwieweit beide Ausdrücke synonym seien, herrschte seit langem ein Streit, der jetzt auf Grund des neuen Materials der Orakelknochen der Yin-Zeit entschieden werden kann. Creel zeigt, daß das Wort t'ien in den Orakelknochen nur sehr selten und meist sehr unsicher deutbar vorkommt, mit der Chou-Zeit dann sehr häufig wird und dort die Bedeutung „Himmelsgott" bekommt. Er denkt sich den Bedeutungswandel auf Grund von Parallelen bei anderen Zeichen etwa folgendermaßen: Mann in großer Stellung, toter großer Mann, Ahn, alle Ahnen, Ort, wo die Ahnen sind, Himmel, Himmelsgott). — 73—95 Jung Chao-tsu, On different biographies of Chu Hsi (behandelt die Stellung einer Biographie des Chu Hsi aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts zu den anderen, früheren und späteren Biographien. Jung kommt so zu einer Stammtafel der verschiedenen Biographien des Chu-tse, die bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienene Arbeiten umfaßt). — 97—105 Jung Chao-tsu, The origin of Yüeh-ling (Jung nimmt an, daß das Vorbild aller der jetzt noch erhaltenen Yüeh-ling-Texte ['Monatliche Vorschriften', jetzt Teil des Li-chi] ein Text des Tsou Yen, des Schöpfers der Elementenlehre gewesen sei. Von da aus entstammen die anderen Texte im Chou-shu, im Lü-shih ch'un-ch'iu, bei Huai-nan-tse und im Li-chi, wobei dieser letzte Text nicht direkt von dem des Lü Pu-wei abhängt, sondern von einem jetzt verlorenen anderen Text, den das Literaturkapitel der Han-Annalen erwähnt). — 107—46 Chou I-liang, Wei Shou as an historian (Chou gibt eine Biographie des Wei Shou, führt in seine Zeit ein und erklärt die Bindungen, die Wei Shou gehindert haben, sein Werk so abzufassen, daß es über allem Zeitstreit stehen konnte. Er weist einen guten Teil der Kritiken, die gegen die Persönlichkeit des Wei Shou und sein Werk, die Wei-Annalen, geäußert sind, zurück durch eingehende Untersuchungen des Materials, aus dem Wei Shou geschöpft hat. Die Arbeit ist mehr als der Versuch einer Ehrenrettung des am meisten kritisierten chinesischen Historikers, sie bringt sehr viel neues Material zur Quellenkritik des Wei-shu). — 147—52 Wang Wei-ch'eng, The omission of the Sutra of Forty-two sections from Tao-an's bibliography. (Im Verfolg seiner Studien über den frühen chinesischen Buddhismus versucht der junge Forscher zu erklären, wieso der sogenannte älteste buddhistische Text in der sonst sehr vollständigen Bibliographie des Tao-an fehlen konnte, und kommt zu der Theorie, daß Tao-an die Legende vom Traum des Ming-ti bezweifelte, und um das nicht gestehen zu müssen — es wäre politisch unklug gewesen —, das mit dieser Legende untrennbare Sūtra aus seiner Liste wegließ.) — 153—88 Shih Chao-yüan, "The eight immortals" in Yüan dynasty drama. (Die Arbeit untersucht die Rolle, die die 8 Heiligen im Yüan-Drama spielen. Sie treten in keinem Stück als wichtige, handelnde Personen auf, sondern nur als füllende Nebenpersonen oder als an passender Stelle eingreifende Helfer. Die Reihe der 8 Heiligen ist nicht immer die gleiche wie heute. Es treten noch 2, heute ausgeschiedene Heilige auf statt anderer, die in der Yüan-Zeit weniger beliebt waren. Anschließend wird ein Theaterstück "Lan-ts'ai-ho", dessen Verfasser unbekannt ist, und das wohl yüanzeitlich ist, genauer auf die Stellen hin untersucht, die für die Geschichte des chinesischen Theaters von Bedeutung sind. Es wird eine Menge wichtiges Material herausgeholt, das aus anderen Quellen noch nicht bekannt war, über die Organisation des Theaters, die Schauspieler, das Publikum, die Bühne. Die Arbeit bringt so Neues für die Theatergeschichte wie für die Volkskunde). — 189—98 Ma Chien und Chou I-liang, An account of an archæological trip to Shansi (berichtet über Funde von buddhistischen Plastiken an zwei Orten des Kreises Ch'i-hsien in Shansi. Es wurden weizeitliche und spätere Plastiken gefunden, die zwar nach den beigegebenen Tafeln künstlerisch keinen besonderen, über die Plastiken von Yün-kang und Lung-men hinausgehenden Wert zu haben scheinen, die aber durch die Art der Untersuchung recht gut datierbar sind und dadurch wieder kunstgeschichtlich beachtlich. Die Datierung gelang vor allem dadurch, daß an Ort und Stelle alles literarische Material herangezogen wurde, das auf die Fundstellen Bezug hatte. Einige der Figuren selbst trugen Datierungen). — 199—233 Jung Yüan, Notes and news in the field of Chinese studies in China (Mai —Nov. 1935) (berichtet über Ausgrabungen in Honan, wo ein großes Grab gefunden wurde, über den Fund einer Han-Grabkammer mit Reliefs in Shantung, über eine größere Zahl von wichtigen Neuerscheinungen auf dem Gebiet chinesischer Philologie und Geschichte).

19 1936:

1—38 Cheng Tê-k'un, Did Tai plagiarize Chao in Shui-ching-chu ? (Die Frage, ob Tai Chen bei seiner Ausgabe des Shui-ching-chu [Kommentar zum Buch über die Wasserläufe] abhängig gewesen ist von der Arbeit des Chao I-ch'ing, ist bereits wenige Jahre nach dem Erscheinen der beiden Werke gestellt worden. Sie ist insofern schwer zu entscheiden, als das Werk des Chao über das Shui-ching-chu zwar früher geschrieben, aber später erschienen ist als das des Tai, so daß auch die umgekehrte Möglichkeit eines Plagiats des Chao vorliegen kann. Der Verf. referiert die verschiedenen Ansichten aller Kritiker vom 18. Jahrh. bis heute, summiert die Gründe, die sie für und gegen die einzelnen Möglichkeiten vorbringen, und entscheidet sich dann dafür, daß doch wohl Tai Chen in weitem Maße die Arbeit von Chao I-ch'ing benutzt hat, ohne es anzugeben.) — 39—70 Lo Keng-tsê, The autorship of the 'Inner' and the 'Outer' divisions of Chuang Tzu. (Während man allgemein die Autorschaft der sogenannten 'Inneren' Teile des Chuang-tse dem Philosophen selbst zuschreibt, hat man immer bezweifelt, daß auch die 'Äußeren' und die sogenannten 'Vermischten' Teile von ihm stammen. Der Verf. versucht nun auf Grund logischer und inhaltlicher Kriterien nachzuweisen, daß diese Teile nicht aus einer Hand stammen können, sondern daß sie verschiedenen Traditionsgruppen angehören und zu verschiedenen Zeiten entstanden sind, vom frühen 3. Jahrh. an bis zum Ende des 2. Jahrh. v. Chr.) — 71—90 Jung Chao-tsu, The philosophy of P'an P'ing-ko. (Über P'an P'ing-ko, der etwa um 1677 gestorben sein muß, ist wenig bekanntgeworden, da sein Werk heute sehr selten geworden ist. Er ist ein scharfer Gegner der damals allmächtigen Sung-Richtung der Philosophie, steht in manchem Wang Yang-ming näher, wenngleich er auch ihn bekämpft. In dieser negativen Seite liegt seine Stärke, während er selbst wenig positiv Neues vorzubringen gehabt hat.) — 91—156 Ch'en Meng-chia, The sacrificial systems as found in ancient inscriptions of Shang and Chou. (Ch'en untersucht die vorliegenden Publikationen der Orakelknochen und der Inschriften der alten Bronzen auf Ausdrücke über den Kult der Shang und Chou und Hinweise darauf. Er sieht bewußt dabei von dem Material der Texte ab.

Es gelingt ihm, eine große Anzahl von Ausdrücken für verschiedene Arten von Opfern festzustellen und meist auch zu erklären. Danach finden wir Opfer an den Himmelsgott Shangti, an Sonne, Mond, Flüsse, Berge, Ahnen bei den Shang, und die meisten dieser Opfer finden sich dann bei den Chou noch wieder. Allerdings sind gewisse Änderungen nicht zu verkennen. Der Verf. versucht dadurch, die Theorie von Fu Sih-nien und Hsü Chung-shu, nach der die Chou eine andere Kultur gehabt haben sollen als die Shang, zu erschüttern. Abgesehen davon, daß verschiedene neue Deutungen für Orakelzeichen versucht werden, daß ein großes Material geordnet vorgelegt wird, ist interessant der Nachweis, daß sich die Shang-Herrscher nach der Art der Opfer, die sie bekamen, in 3 Gruppen teilen ließen: die ersten sind die mythischen Herrscher vom Urahn bis Wang Hai, die ihre Namen nach verschiedenen Dingen haben und dazu die Bezeichnung kao-tsu oder wang. Sie haben keine festen Opfertage und werden nicht anderen Herrschern im Opfer beigeordnet. Auch haben sie spezielle Opfer, die die anderen nicht bekommen. Die Herrscher der zweiten Periode gehen vom Shang-chia bis Shih-kui. Sie sind benannt mit den Namen Pao oder Shih und dazu einem der Zeichen des Zehner-Zyklus, der Reihe nach. Sie bekommen an dem Tage des Zyklus, der ihrem Namen entspricht, Opfer und werden den späteren beigeordnet, nämlich den Herrschern der dritten Periode: Tai-i bis Wen-ting. Diese führen als Namen ein schmückendes Wort und dazu das Zeichen des Zehner-Zyklus, an dem sie geboren oder gestorben sind. Sie bekommen an diesem gleichen Tage ihre Opfer.) — 157—72 Chu Yen, The directory of the Tung-lin Party critically examined. (Übersicht über die Listen der Mitglieder der Tung-lin-Partei, ihre Entstehung, die Zugehörigkeit der einzelnen Mitglieder, Berichtigung von Irrtümern in diesen Listen.) — 173—96 Feng Chia-sheng, Japanese archæological research in North-eastern China. (Übersicht über die neueren japanischen Grabungen in Korea und der Mandschurei und die wichtigsten japanischen Publikationen darüber.) — 197—210 Ku Chi-kuang, Conditions on the Hopei circuit before the An Lu-shan rebellion (bringt den Nachweis, daß in der frühen T'ang-Zeit der Bezirk Hopei wirtschaftlich nicht schlecht gestellt war, daß aber von seiten der Regierung eine Art Abneigung gegen Hopei und die Hopei-Leute bestand, die sich in gewissen Regierungsmaßnahmen äußerte, und die die Bevölkerung gegen die Regierung gestimmt haben muß). — 211—58 Jung Yüan, Notes and News in the field of Chinese studies in China. December 1935—June 1936. (Zahlreiche wichtige Hinweise auf die Tätigkeit von Instituten, Bibliotheken sowie Besprechungen wichtiger Neuerscheinungen; kurze Notiz über den Fortgang der Grabungen in An-yang sowie Hinweise auf Funde von T'ang-Gräbern in Ch'üan-chou in der Provinz Fukien.)

20 1936:

1—24 Yü Chia-hsi, A study of the Mou-tzu Li Huo Lun. (Kommt zu dem Schluß, daß Mou-tzu nicht mit dem in den Hou-Han-Annalen genannten Mou Jung identisch ist, daß das Werk aber doch wohl aus dem Ende des 2. Jahrh. n. Chr. stammt; daß der Titel des Buches geschwankt hat.) — 25—85 Kuo Shao-yü, Different editions of the writings of T'ao Yüan-ming. (Untersucht alle bekanntgewordenen Ausgaben und Sammlungen der Werke T'ao Yüan-mings, sowohl die noch erhaltenen wie die nur aus der Literatur bekanntgewordenen. Die ältesten Ausgaben umfaßten nicht alle Werke Taos, die folgenden dann teilweise auch gefälschte Gedichte, neuere Ausgaben sind dann wieder gereinigt. Die Arbeit ist im Material vollständiger als zwei frühere Arbeiten über das gleiche Thema.) — 85—132 Feng Yüan-chün, Four terms in Sung, Chin and Yüan Dramas. (Der Aufsatz ist vollständiger, als der Titel erwarten läßt. Er ist ein kleines Spezialwörterbuch der Theaterkunde der Frühzeit. Ausdrücke, wie Theater, Bühne, Schauspieler, und alles, was damit zusammenhängt, werden erklärt und für diese Erklärungen die Belege gegeben durch Zitate nur aus frühen Dramen selbst.) — 133—54 Lu K'an-ju, Examples of rhymes in the Feng and Ya divisions of the Shih Ching. (Untersucht die Strophen der angegebenen Teile des Buchs der Lieder auf ihre Länge und die Art des Reimens innerhalb der einzelnen Strophen. Die Arbeit ist vorwiegend statistisch, es werden keine Schlüsse aus dem Befund gezogen, auch werden Probleme des Reims selbst, wie sie etwa Karlgren behandelt hat, nicht angeschnitten. Jedoch ist die Arbeit in ihrer Problemstellung für Reimuntersuchungen etwa an Volksliedern oder an sogenannten 'alten Gedichten' für Vergleichszwecke interessant.) — 155—8 Feng Yu-lan, The distinction between the two divisions of Chuang-tzu. (Der Verf. ist der Ansicht, daß zwischen den sogenannten 'inneren' und den 'äußeren' Kapiteln bei Chuang-tse kein innerer Riß sei, daß diese Teilung nichts mit Fragen der Echtheit zu tun habe, sondern daß diese Teilung von Späteren in Analogie zu anderen Büchern vorgenommen sei. Der einzige wirkliche Unterschied zwischen beiden Teilen sei der, daß in einem Teil die Kapitel Überschriften nach dem Inhalt, im anderen nach dem ersten Wort des Kapitels bekommen haben. — Vergleiche dagegen die Arbeit von Lo Keng-tsê im Yenching Journal No. 19!) — 159—76 Chang Yin-lin, Military and financial administration at the end of the Southern Sung dynasty. (Zeigt auf Grund verschiedener Quellen die Mängel und Unterlassungen im Militärwesen und in der Finanzverwaltung der ausgehenden Sung-Zeit. Die Arbeit will die Sung-Annalen in dieser Hinsicht ergänzen, da die Annalen nicht klar genug seien.) — 177—94 Ch'ien Nan-yang, The Theatre during the Sung, Chin and Yüan times. (Diese Arbeit ist eng verwandt mit der oben erwähnten von Feng Yüan-chün. Sie behandelt die gleichen Fragen und die gleiche Zeit. Nur ist das benutzte Quellenmaterial ein wenig verschieden, indem Ch'ien auch Literatur über das Theater aus der Sung- bis Yüan-Zeit mitbenutzt, neben Dramentexten selbst. Daher sind bei Einzelheiten, die zu erklären sind, mehrfach die Auffassungen beider Autoren nicht gleich.) — 195—224 Jung Chao-tsu, A colophon to Hung Chia-chih's edition of the Chronological sketch of the life of Chu Hsi. (Ein Abriß des Lebens von Hung wird gebracht, sodann wird die Eigenart seiner Arbeit gegenüber seinen Quellen und Vorlagen genau dargestellt. Hung lebte am Ende des 17. Jahrhunderts. — Ergänzungen hierzu bringt der Autor auf S. 587—588 dieses Heftes.) — 225—44 Lu Chih-wei, A comparison of the use of the verb in Chinese and European languages. (Es wird festgestellt, daß das Verb im Chinesischen nicht eine so entscheidende Wichtigkeit für den Satz hat wie im Englischen, daß aber doch seine Funktionen im wesentlichen die gleichen wie in den indoeuropäischen Sprachen sind.) — 245—62 Yü Sheng-wu, Notes on Lao-tzu. (Bringt Vorschläge für eine Neuauffassung einer Anzahl strittiger Stellen im Laotse, meist auf Grund von Zeichen-

ersetzungen in der Art, wie frühere Kommentatoren gearbeitet haben.) — 262—330 Mo Fei-szu, The calendar of the Yin, Chou and Ch'un-ch'iu times. (Keiner der sogenannten altchinesischen Kalender kann die Chronologie des Ch'un-ch'iu lückenlos klären. Daher sind seit rund 2000 Jahren immer wieder Versuche gemacht, neue Lösungen zu finden. Das Studium der Orakelknocheninschriften hatte nun Liu Ch'ao-yang u. a. auf den Gedanken gebracht, daß in der Yin-Zeit ein besonderer Kalender üblich gewesen sei, in dem Schaltungen nicht nur von ganzen Monaten, sondern von 10, 20 oder 30 Tagen möglich seien. Diesen Gedanken wendet der Verf. nun auf die Chronologie des Ch'un-ch'iu an. Er behauptet, daß auch dort nicht immer ganze Monate zugeschaltet worden sind, sondern je nach Bedarf und ohne jede feste Regel bald 10, 20, 30 Tage; daneben wurden aber auch gelegentlich, ebenfalls ohne feste Regel, Monate um 10 oder mehr Tage verkürzt. Das gleiche Kalendersystem findet der Verf. auch auf den Bronzeinschriften der Chou-Zeit und den Knocheninschriften der Yin-Zeit wieder und kommt so zu dem Schluß, daß der Kalender während der ganzen Periode gleichartig geblieben sei.) — 331—74 Wang Ch'ung-wu, Population changes during the Ming dynasty. (Die Ming-Zeit kann nach den Bevölkerungsbewegungen in eine Periode des Aufstiegs, der Blüte und des Abstiegs zerlegt werden, wobei die letzte am längsten dauerte. Die Schwankungen in der Bevölkerungszahl werden meist auf politische Vorgänge zurückgeführt, rein wirtschaftliche, verwaltungstechnische und andere Dinge, die auch als Gründe für Bevölkerungsschwankungen in Frage kämen, sind nur kurz berührt. Als Quellenmaterial sind neben den Ming-Annalen ausgiebig die Staatsakten der Ming benutzt worden.) — 375—408 Shen Ch'ün-hui, Couplets in Chou bronze inscriptions. (Die Arbeit gehört zu den im Yenching Journal erfreulicherweise stark vertretenen Arbeiten über Fragen der altchinesischen Grammatik und behandelt die Frage, wie in der Chou-Zeit das doppelte Objekt ausgedrückt wurde. Als Material dienen nur die Bronzeinschriften, es werden aber oft Bemerkungen beigefügt, wie die gleiche Frage für das Shu-ching und das Shih-ching steht. Während die modernere Sprache die Tendenz zeigt, das doppelte Objekt möglichst durch Umschreibung zu umgehen, zeigen die Bronzeinschriften diese Neigung nicht so ausgesprochen. Neben klar ausgedrücktem doppelten Objekt kommen, prozentual in geringerem Umfang, Umschreibungen, sogar passivischer Art, vor.) — 409—20 Liu P'an-sui, Irregularities in the father-and-son relationship from Chou to Ch'ing. (Es werden aus dem Geschichtsmaterial vom Ch'un-ch'iu an bis zur Mandschu-Zeit Fälle herausgezogen, wo Unregelmäßigkeiten in den Verwandtschaftsbezeichnungen auftreten. Die hauptsächlichen sind, daß Söhne zu Enkeln, Enkel zu Söhnen erklärt werden. Die Gründe, soweit solche noch erkennbar sind, liegen fast durchweg in Fragen der Erbfolge. Es werden keine Fälle genannt, die auf ein anderes Verwandtschaftssystem schließen lassen könnten.) — 455—84 Political and social conditions at the beginning of the Ming dynasty, as reflected in the Ming Ta Kao. (Die 'Große Verkündung der Ming', deren Autor wohl der erste Kaiser der Ming-Dynastie selbst ist, ist sehr selten geworden und bisher kaum historisch ausgenutzt worden. In einer Anzahl von einzelnen Artikeln, die oft an bestimmte juristische Einzelfälle anschließen, behandelt der Kaiser die Mißstände in allen Teilen der Verwaltung, der Wirtschaft und des sozialen Lebens zu seiner Zeit. Das Werk, das auch als höchste gerichtliche Entscheidung, als Gesetzbuch gelten sollte, ist als solches wenig benutzt worden. Aus der Härte seiner Entscheidungen lassen sich Schlüsse auf den Charakter des Kaisers ziehen.) — 485—576 Ch'en Meng-chia, Myths and witchcraft during the Shang period. (Der Aufsatz schließt an den in No. 19 des Yenching Journal an, er untersucht, welche der chinesischen Mythen, die vor allem im Shan-hai-ching berichtet sind, sich schon bis in die Shang-Zeit zurückverfolgen lassen. Das gelingt durch z. T. sehr scharfsinnige, oft aber auch sehr gewagte Untersuchungen bei einer großen Anzahl von Naturmythen. Ebenso lassen sich nach Ch'en Zauberer bereits in der Yin-Zeit nachweisen. Man wird nicht immer allen Ableitungen zustimmen können, eine größere Anzahl von ihnen aber beansprucht hohes Interesse.) — 577—86 Wang Chen-to, A conjecture as to the construction of Chang Heng's seismograph. (Der Verf. versucht nach den sehr wenigen, kurzen Angaben über den Seismographen, den Chang Heng nach dem Hou-Han-shu erfunden haben soll, diesen zu rekonstruieren, wobei er nur solche technischen Teile einsetzt, die zur Han-Zeit schon bekannt und benutzt waren. Seine Rekonstruktion ergibt ein mit dem Text im Einklang stehendes Instrument, das tatsächlich bei stärkeren Beben durchaus wirksam gewesen sein kann.) — 589—643 Jung Yüan, Notes and news in the field of Chinese studies in China (June to December 1936). (Kurzer Bericht über den Fund von weiteren Resten des Sinanthropos Pekinensis; Bericht über die Funde im Kreis Pao-chi in Shênsi, wo jungsteinzeitliche Keramik gefunden ist, die von der Yang-shao-Keramik abweicht; sehr kurze Nachricht über die Funde in Anyang bei der 14. Grabungskampagne; Bericht über den Ankauf von Verwaltungsakten der Kuang-hsü-Zeit und Hsüan-t'ung-Zeit durch die wissenschaftliche Gesellschaft Yü-kung. Nachruf auf Chang Ping-lin. Bücherbesprechungen.)

21 1937:

1—60 Yang Yin-liu, An account of the efforts of Chinese scholars towards the solution of the problem of the equal tempered scale in Chinese music. (Die Versuche, eine wohltemperierte Skala zu finden, lassen sich bis auf Ho Ch'eng-t'ien, der um die Wende des 4.—5. Jahrh. n. Chr. lebte, zurückführen. Der Verf. gelangt hier durch Textkorrekturen und mathematische Nachrechnung zu einer besseren Lösung als Liu Fu (in der Festschrift für Ts'ai Yüan-p'ei). Versuche, die dem Problem sehr viel näherkamen, sind dann vor allem in der Ming-Zeit, um 1600, von Chu Tsai-yü, und von Tsou Po-ch'i (1819—1869) gemacht worden, und zwar sowohl für Saiteninstrumente wie für Blasinstrumente, bei diesen durch Veränderung der Durchmesser der Tonröhren wie auch durch bloße Längenveränderung bei gleichem Durchmesser. Bei allen diesen Versuchen hat der Verf. mathematische Nachrechnungen gemacht und die Gesetzmäßigkeiten aufgedeckt.) — 61—118 Jung Chao-tsu, A textual criticism of the Book of Lord Shang. (Jung weist nach, daß das erste Kapitel des Shang-tse [Keng-fa p'ien] sowie auch das letzte [Ting-fa-p'ien] aus später Zeit, etwa der frühen Han-Zeit stammen müssen, weil vor allem Titel erwähnt werden, die vorher nicht bekannt waren. Im Kapitel Lai-min-p'ien findet er eine Anspielung auf Dinge, die sich um 250 v. Chr. abgespielt haben müssen. Er schließt daraus, daß das Kapitel nicht älter sein kann, andererseits kann es auch nicht jünger sein, da Hsün-tse von ihm beeinflußt zu sein scheint.

Jung zeigt nun, daß die Gedankengänge in den übrigen Kapiteln des Shang-tse die gleichen sind wie in diesem Kapitel Lai-min-p'ien, daß in den anderen Kapiteln teilweise aus dem Kapitel Lai-min-p'ien zitiert wird, und schließt daraus, daß diese anderen Kapitel auch aus der gleichen Hand stammen müssen wie das Kapitel Lai-min-p'ien. Der Shang-tse stammt also nach ihm nicht von Shang Yang selbst, sondern ist etwa um 250 v. Chr. von einem Anhänger seiner Gedanken, wahrscheinlich sogar im Staate Chin, nicht in Ch'in, geschrieben worden.) — 119—44 Yang Ming-chao, Collating Chuang Tzu. (Der Verf. untersucht Textvarianten, die die in Tun-huang gefundenen Textreste von Chuang-tse sowie andere alte Texte und Zitate aus Chuang-tse gegen den heutigen Text haben und versucht dadurch den heutigen Text zu verbessern und zu reinigen. Manche seiner Vorschläge, besonders solche, die die Einfügung oder Ersetzung inhaltlich und formal ganz unwichtiger Zeichen betreffen, erscheinen mir etwas über das Ziel hinausgegangen.) — 145—76 Kuo Shao-yü, A study of the Shih hua (poetical criticism) of the Northern Sung dynasty. (Der Verf. bereitet eine große Sammlung der Shih-hua vor, die in Kürze erscheinen soll. In diesem Aufsatz stellt er zusammen, welche Shih-hua aus der nördlichen Sung-Zeit noch erhalten sind, welche in Bruchstücken erhalten sind, und welche nur aus der Literatur noch nachzuweisen sind. Er bespricht den Autor, den Inhalt, die besonderen Stärken oder Mängel der einzelnen Werke sowie die bestehenden Ausgaben. Er weist darauf hin, daß die Shih-hua ein wichtiges Material zum Verständnis der chinesischen Dichtung sind und mehr Aufmerksamkeit verdienten, als ihnen bisher geschenkt worden ist. Das erste Werk dieser Art stammt von Ou-yang Hsiu.) — 177—206 Feng Yüan-chün, A brief discussion of chuan tz'u. (Auf die chuan-tz'u hatte schon Wang Kuo-wei kurz hingewiesen; da aber heute nur noch ein einziges Stück dieser Art erhalten ist, war es schwer zu bestimmen, was diese chuan-tz'u eigentlich waren. Die Verf. bringt alles vorliegende Material über die chuan-tz'u, hauptsächlich aus dem Meng-liang-lu, dem Tu-ch'eng chi-sheng und Wu-lin-chiu-shih zusammen und weist nach, daß Vorläufer dieser Art Lieder schon zur Zeit der nördlichen Sung bestanden, daß aber die eigentlichen chuan-tz'u von einem Chang Wu-niu in der Mitte des 12. Jahrhunderts geschaffen worden. Es handelt sich um Lieder, die sehr kompliziert im Aufbau sind, die sich aus Volksgesängen entwickelt haben, und die ihrerseits Vorläufer der späteren san-t'ao-Form der südlichen Lieder geworden sind.) — 207—30 Ch'en Meng-chia, A study of the hu of king Yü Han. (Eine hu-Bronze im Besitz von Mr. Cull, gefunden in Wei-hui-fu, wird untersucht. Dem Stil nach kann sie als Spät-West-Chou oder Zeit der streitenden Reiche bestimmt werden. Die Inschrift von 19 Zeichen bietet verschiedene Schwierigkeiten der Lesung. Der Verf. führt — im Gegensatz zu früheren Versuchen, z. B. von P. Yetts — den Nachweis, daß die Inschrift sich auf den König Fu-ch'ai von Wu bezieht, und daß der Vorgang, auf den darin angespielt wird, in den letzten Jahren der Ch'un-ch'iu-Periode stattgefunden hat. Aus dem gleichen Fund stammt noch ein Gegenstück im gleichen Besitz sowie einige andere Bronzen.) — 231—80 Wu Shih-ch'ang, Explanations for the word 'yü' in the Book of Odes. (Es wird gezeigt, daß das Wort yü 于 im Shih-ching sich in den meisten Fällen durch yen 焉 erklären läßt, in anderen durch yü 於, wobei aber diese beiden Bedeutungen zusammenhängen. So lassen sich 341 der erwähnten 365 Fälle erklären. In weiteren 15 Fällen ist yü ein Ausruf, dann immer mit einem zweiten Zeichen verbunden. Nur 9 Fälle verlangen andere Erklärungen.) — 281—320 Jung Yüan, Notes and news in the field of Chinese studies in China (January to June 1937). (Kurzer Bericht über die Ergebnisse der 15. Grabungskampagne in Anyang, wo außer zahlreichen Erdhäusern und Resten von anderen Häusern auch Gräber aus der Zeit der streitenden Reiche mit reichen Keramik-Beigaben gefunden wurden. — Kurzer Bericht über die Grabungen in Shensi, Tou-chi-t'ai, wo Keramik, die älter als die Yang-shao-Keramik ist, gefunden ist. — Bericht über die 2. nationale Kunstausstellung in Nanking, April 1937, bei der den Funden aus Anyang eine besondere Abteilung eingerichtet war. — Bericht über die Diebstähle von Kunstwerken sowie über Raubgrabungen in Honan, besonders in der Umgebung von Lo-yang und in den Höhlen von Lungmen. — Bücherbesprechungen, darunter ein Referat über J. Escarra, Le droit Chinois.) — Beigefügt ist ein Index zu den im Yenching Journal No. 11—20 erschienenen Arbeiten und Bücherbesprechungen. — Von diesem Heft an sind im Anhang englische Resumés der Arbeiten aufgenommen. Sie sind teilweise recht gut, teilweise aber zu allgemein gehalten, als daß sie einen genügend genauen Einblick in den Inhalt des Artikels geben können.

22 1937:

1—52 T'ang Yung-t'ung, Notes on the history of Chinese Buddhism. (Der Artikel versucht besonders die engen Zusammenhänge zwischen taoistischem und konfuzianistischem Denken einerseits und buddhistischem andererseits vom 3. Jahrhundert an zu zeigen, wobei er aber unter taoistischem Denken nicht den Vulgärtaoismus, sondern den von Wang Pi und Ho Yen, die Richtung des 'reinen Gesprächs' und verwandte Richtungen versteht. Er zeigt, wie die gleichen Probleme in der gleichen Zeit immer von Taoisten und Buddhisten zusammen behandelt wurden. Besonders geht er auf Chu Tao-sheng [Ende des 4. Jahrh.] ein, dessen Lehre eine Art Dhyāna-Buddhismus war, während Bodhidharma, der als Schöpfer des Dhyāna-Buddhismus galt, nicht eigentlich als Dhyāna-Buddhist angesehen werden kann.) — 53—118 Kuo Shao-yü, Spirit and form in Chinese poetry. (Der Verf., der sich auf Bearbeitung der 'Shih-hua' [Gedicht-Kritiken bzw. Gedicht-Erläuterungen] spezialisiert hat, soeben eine große Sammlung solcher alten Shih-hua neu herausgegeben und bearbeitet hat, auch eine Arbeit über chinesische Literaturkritik und ihre Geschichte geschrieben hat, untersucht hier eine Gruppe solcher Shih-hua. Er geht aus von dem Ts'ang-lang shih-hua des Yen Yü [Ende Sung-Zeit], in welchem auf die Dichtung die beiden Begriffe der Dhyāna-Sekte: Versenkung und Erleuchtung [oder Intuition] angewandt werden. Er zeigt, daß von diesem Werk und dieser Auffassung die beiden Schulen ausgingen, die sich dann in der Ming-Zeit in den Shih-hua zeigen: die formalistische und die spiritualistische; die formalistische wird deutlich in den Werken von Li Tung-yang, Li Meng-yang und Ho Ching-ming, die spiritualistische bei Wang Shih-chen [frühe Mandschuzeit].) — 119—74 Tung Fan, On Chinese characters that embody contradictory meanings. (Untersuchung der Gruppe von Worten in der chinesischen Sprache, die einander widersprechende Bedeutungen haben. Der Verf. nimmt hierzu nicht nur die Worte, die heute tatsächlich bei der gleichen Schreibung widersprechende Bedeutungen haben, sondern auch die, die heute in der Schrei-

bung differenziert, aber seinen Untersuchungen nach ethymologisch identisch sind. Hinzugenommen sind auch solche Fälle, wo im gesellschaftlichen Verkehr der Sprechende für sich selbst aus Bescheidenheit Worte in anderer Bedeutung verwendet, als sie gewöhnlich haben. Es werden Vermutungen angestellt über die Entstehung dieser Wortgruppen.) — 175—224 Ch'i Ssu-ho, Feudalism and Confucian thought. (Das System des altchinesischen Feudalismus der Chou-Zeit wird dargestellt, vornehmlich nach dem Tso-chuan, mit zahlreichen Vergleichen mit dem europäischen Feudalismus des Mittelalters. Sodann wird gezeigt, daß der Konfuzianismus im Feudalsystem wurzelt, dessen prinzipielle Mängel nicht ändern will, sondern das System für gut, nur die ausübenden Männer für schlecht hält. Mit dem Zusammenbruch des Feudalsystems, der durch wirtschaftliche Neuerungen sowie durch seine inneren Mängel begründet ist, kommen dann die neuen philosophischen Schulen, vor allem die Rechtsschulen auf.) — 225—62 Ku Sui, Eight incomplete plays from Yüan and Ming times. (Es werden aus dem Yung-hsi yüeh-fu und dem Ts'ih-lin chai-yen sowie zwei anderen Sammlungen Bruchstücke von neun Theaterstücken der Yüan- und Ming-Zeit zusammengestellt, die z. T. nicht oder wenigstens nicht in dieser Art umfassend in der Sammlung von Theaterstücken der Yüan-Zeit von Chao Ching-shen enthalten waren.) — 263—80 Chung Feng-nien, A reply to two critics of 'Studies in the Chan Kuo Ts'e'. (Chu Hsüeh-keng und Wu Yüan hatten gegen die 'Studien' von Chung [H. Y. Monograph No. 11] eine Anzahl von Einwänden erhoben, darunter auch den Vorwurf eines teilweisen Plagiats. Der Verf. weist die Vorwürfe zurück und bringt neues Material, mit dem er in den sachlichen Punkten seine Ansicht zu unterbauen versucht.) — 281—316 Jung Yüan, Notes and news in the field of Chinese studies in China (July to December 1937). (In diesem Abschnitt macht sich der japanisch-chinesische Krieg in seiner Einwirkung am stärksten bemerkbar. Im Gegensatz zu der großen Fülle von Neuigkeiten, die aus dem chinesischen wissenschaftlichen Leben bisher immer gemeldet werden konnte, kann diesmal außer einer Schenkung von Büchern an die Yenching-Bibliothek nichts berichtet werden. Unter den Bücherbesprechungen ist besonders hervorzuheben eine Besprechung einer Geschichte des Reiches Po-hai [T'ang-Zeit, nördliche Mandschurei], die eigenes Material bringt.) W. Eberhard.

Acta Orientalia 15 1937:

4 253—92 E. H. Johnston, The Buddha's Mission and last Journey: Buddhacarita, XV to XXVIII (Schluß der Übersetzung. Index der Eigennamen). — 293—310 B. Ebbell, Ägyptische anatomische Namen (Klarlegung einzelner anatomischer Ausdrücke, deren Bedeutung bisher unrichtig oder überhaupt noch nicht nachgewiesen ist). — 311—28 J. Gonda, Altind. *pratisara-*, *sraj-* und Verwandtes (gegen die übliche Zusammenstellung mit *sarati* „laufen", „fließen"). — 329—42 Buchanzeigen.

16 1937/8:

1 1—40 S. Mowinckel, Neuere Forschungen zu Deuterojesaia, Tritojesaja und dem ℰÄbād-Jahwä-Problem (ausführlicher kritischer Literaturbericht). — 41—8 Th. Gaster, The Harrowing of Baal. A Poem from Ras Shamra (Einleitung. Umschrift und Übersetzung. Kommentierende Anmerkungen). — 49—58 V. Minorsky, Les Études historiques et géographiques sur la Perse. (II.) (I. Fortsetzung des Literaturberichts von Acta Orientalia X/1932, 278ff. II. Über das Manuskript eines Verwaltungshandbuches des ṣafawidischen Persien). — 59—77 J. Rahder, Miscellany of personal views of an ignorant fool. [Gukwanshō], chapter 2—6. Appendix: Shūgyokushū, Gwammon. (Fortsetzung und Schluß zu XV, 173ff.). — 78—80 A. J. Wensinck, Hebraica (Besprechung von Neuerscheinungen des Schockenverlags).

2 81—4 B. H. Stricker, Études de grammaire égyptienne (zum Gebrauch der Zeiten). — 85—104 B. H. Stricker, Notices sur le papyrus démotique 30646 du Musée des Antiquités au Caire. — 105—30 P. de Hemmer Gudme, Arabic Excavation Terminology in Iraq and Syria (Workmen and tools. The Western Archæologists. The different kinds of earth. Finds and the reverse. Buildings . Other finds. Dialect differences and foreign influences). — 131—45 H. Lüders, Sk. *kaḍāra-viklidha*. — 146—51 J. H. Jongkees, Μαυλιστήριον eine lydische Glosse. — *T. Burrow, The Language of the Kharoṣṭhī Documents from Chinese Turkestan (Sten Konow).

3 161—80 K. Rönnow, Vedic *krívi* (1. *krívi* in Rigveda. 2. *krívi* in the later Saṃhitās). — 181—91 H. K. J. Cowan, Rectification de quelques affixes čams, rendus inexactement dans les grammaires (Infixe -n-, -mö-, -nön-, -pa-; Präfix möra-; Suffix -kan(ö) (y)). — 192—202 F. W. von Bissing, Über die Kapelle im Hof Ramesses II. im Tempel von Luxor (Schluß zu Band 8, S. 129ff.). — 203—20 F. B. J. Kuiper, Indoiranica (1. Ai. *aṅganā* 'Frau, Weibchen (eines Tieres)'. 2. Ep. kl. *astamana-m* 'Untergang der Sonne'. 3. Ved. *ādhrá-ḥ* 'schwach, arm, dürftig, gering', G. aw. *ādrō* 'gering (an Stellung), abhängig, untergeben'. 4. Ved. *enā*). — 221 J. J. L. Duyvendak, Note on The Diary of His Excellency Ching-shan (zu Band 3, S. Iff.; hat sich nachträglich als Fälschung erwiesen). — 222—33 H. Birkeland, Eine aramäische Inschrift aus Afghanistan (Paläographische Bestimmung der einzelnen Zeichen; Transliteration; kurze Kommentierung. „Wenn es sich als richtig erweisen sollte, daß diese Inschrift etwas älter ist als die Taxila-Inschrift [3. Jh. v. Chr.], muß es als dringend erforderlich gelten, daß die Fachleute auf die Inschrift aufmerksam gemacht werden. Vielleicht könnte sie einige neue Strahlen werfen auf das Entstehen der Kharoṣṭhī- sowie vielleicht auf die Vorstadien der Pehlevi-Schrift, und jedenfalls muß die Inschrift von der größten kulturgeschichtlichen Bedeutung sein, nur deswegen, weil sie die zweite bisher gefundene aramäische Inschrift aus diesen fernen östlichen Gebieten ist"). — 234—40 St. Konow, Kabul Museum stone inscription of the year 83 [= 25 n. Chr.]. (Nordwestliches Prakrit in Kharoṣṭhī-Schrift; gefunden in der Gegend von Jalālābād).

4 241—50 S. Mowinckel, Zur Göttlichkeit des Gilgameš und zur Entstehungszeit des Gilgameš-Epos (zu Veröffentlichungen von W. F. Albright und A. Schott). — 251—7 J. H. Jongkees, Lydische Münzinschriften (mit 3 Abb.). — 258—94 C. Peters, Nachhall außerkanonischer Evangelienüberlieferung in Tatians Diatessaron (bestätigt u. a. die Baumstarksche These, daß das Hebräer-Evangelium die fünfte von Tatian benutzte Quelle sei). — 295—326 F. B. J. Kuiper, Indoiranica (Forts.: 5. Ai. *bhṛkuṭī-bhrakuṭī-*, *bhrŭkuṭī-*, ‚das Verziehen der Brauen'. 6. Ai. *kaṇapa-ḥ*, ‚eine bestimmte Waffe'. 7. Ai. *gehá-m* ‚Haus', *gehyà-m* ‚Hausrat', *gehinī* (Kl.) ‚Hausfrau'. 8. Ai. *campū-ḥ* ‚eine bestimmte Literaturgattung'. 9. Eine alte Bedeutung von ved. *cyávati*. 10. Vedisch *pūrdhí*, *pṛṇāti* ‚geben'). — *J. Canedo,

Zur Wort- und Satzstellung in der alt- und mittelindischen Prosa (St. Konow). R. Paret.

Africa. Journal of the International Institute of African Languages and Cultures 10 1937:

3 (July) 249—64 K. H. Crosby, Polygamy in Mende Country (nach einem Vortrag auf der Missionskonferenz in Segbwema 1934). — 265—92 Monica Hunter, An African Christian Morality (Beobachtungen bei den Nyakyusa im südlichen Tanganyikagebiet). — 293—307 P. von Werder, Herrschaft und Gemeinschaft im Westsudan (Bericht über eine Untersuchung bei verschiedenen westafrikanischen Völkern, mit eingehenderer Darlegung der Sozialordnung der Ewe und Aschanti). — 308—28 Jomo Kenyatta, Kikuyu Religion, Ancestor-Worship, and Sacrificial Practices (Bantu-Volk in Kenya). — 329—34 F. Grebert und J. Keller, La famille Galoase et son évolution désirée par la jeunesse (Volk am Unterlauf des Ogowe und Gabun; Bestrebungen gegen das hier noch bestehende Matriarchat). — — 335—41 M. J. Herskovits, A Note on Woman Marriage in Dahomey (die seltsame, an verschiedenen Stellen Afrikas vorkommende Sitte der Ehe zwischen Frauen). — 342—52 H. L. M. Butcher, Four Edo Fables (Edotext mit englischer Übersetzung).

4 (October) 377—400 Lord Lugard, British Policy in Nigeria (Referat über M. Perham, Native Administration in Nigeria). — 401—20 F. C. Bartlett, Psychological Methods and Anthropological Problems. — 421—35 S. F. Nadel, Experiments on Culture Psychology (Experimente bei den Nupe und Yoruba in Nigeria). — 436—57 S. Hofstra, Personality and Differentiation in the Political Life of the Mendi (schildert besonders die die Häuptlingswahl bestimmenden Faktoren bei den Mende in Sierra Leone). — 458—71 H. S. Scott, Education and Nutrition in the Colonies (beschreibt einen bei den westlichen Suk in Kenya durchgeführten Versuch, die Ernährungsverhältnisse des Stammes durch geeignete Schulung zu verbessern). — 472—80 A. Hée, Le Ngo, société secrète du Haut-Ogowe (Gabon) (beschreibt Organisation und Wirken dieses Bundes in religiöser und sozialer Hinsicht). — Notes and News (G. Pfeffer, Nigerian Art Exhibition. — N. de Cleene, Phénomènes religieux et cycles culturels en Afrique).

11 1938:

1 (January) 1—24 M. Read, The Moral Code of the Ngoni and Their Former Military State (behandelt die Beziehungen der Geschlechter in voreuropäischer Zeit und heute). — 25—41 M. Gluckmann, Social Aspects of First Fruits Ceremonies among the South-Eastern Bantu (soziale Bedeutung dieser Zeremonien bei den Zulu). — 42—54 G. Tillion, Les sociétés berbères dans l'Aurès Méridional (behandelt die harfiqt genannte Unterabteilung eines Stammes; mißverständlich ist, daß in diesem Aufsatz das Zeichen ε, das sonst in der „Africa" ein weites e bezeichnet, ohne Erläuterung für das arabische 'Ain gebraucht wird). — 55—62 E. von Sydow, Ancient and Modern Art in Benin City (die religiöse und die profane Kunst, von denen die erstere in Benin bei weitem überwiegt). — 63—72 T. Cullen Young, The 'Native' Newspaper (Erfahrungen mit der Herausgabe von Eingeborenenzeitungen in Nyasaland und Nordrhodesien). — 73—9 A. V. P. Elliott, The Teaching of African Languages in African Schools (Vorschläge zur fruchtbareren Gestaltung des Unterrichts von Eingeborenensprachen in Afrika). — 80—7 L. J. Beecher, The Stories of the Kikuyu (verschiedene Proben, nur auf Englisch). — 88—9 H. Labouret, La politique Britannique en Nigéria (Bemerkungen zu M. Perham, Native Administration in Nigeria, Oxford 1937). — *E. Littmann, Abessinien (E. Sander). — *A. E. Jensen, Im Lande des Gada (W. Schilde). — *G. M. Guthrie, Lingala Grammar and Dictionary (E. L. Rapp). — *E. L. Armstrong, The Phonetic Structure of Somali (J. Lukas). — *W. E. Mühlmann, Rassen- und Völkerkunde (D. Westermann). — *L. S. B. Leakey, Stone Age Africa (F. R. Lehmann). — *G. W. Murray, Sons of Ishmael, A Study of the Egyptian Bedouin (E. E. Evans-Pritchard).

2 (April) 129—59 K. Oberg, Kinship Organization of the Banyankole (Bantuvolk in Uganda; Verschiedenheiten der Familienorganisation, beruhend auf rassischen und historischen Gründen). — 160—73 H. Labouret, L'alimentation des Autochtones dans les possessions tropicales (berichtet über die bisher von den Kolonialmächten ergriffenen Maßnahmen). — 174—86 R. C. Thurnwald, The African in Transition: Some Comparisons with Melanesia (Ergebnisse von Reisen des Verf. nach Ostafrika und zu den Salomoninseln). — 187—207 W. B. Mumford und R. Jackson, The Problem of Mass Education in Africa (stellt nach Darlegung des bisher Erreichten eine Art 100-Jahresplan für die englischen Gebiete Afrikas auf). — 208—20 D. und J. Sieber, Das Leben des Kindes im Nsunglistamm (Hochland des nördlichen Kamerun). — 221—5 W. H. Laughton, The Teaching of African Languages in Schools: A Note on the Position in Kenya (wünscht stärkere Heranziehung der Eingeborenensprachen Kenyas gegenüber dem Suaheli). — Notes and News (L.P. Mair, The Moral Aspect of Native Education. — R. Piddington, Some Aspects of Native Education and Culture Contact. — N. De Cleene, Sélection sexuelle coutumière et avenir des populations africaines). — *Sir R. Palmer, The Bornu Sahara and Sudan (C. K. Meek).

3 (July) 265—93 E. J. Krige, The Place of the North-Eastern Transvaal Sotho in the South Bantu Complex (behandelt die ethnologische Stellung dieser Bantustämme zu ihren Nachbarn). — 294—311 Th. Rivière, L'habitation chez les Ouled Abderrahman Chaouïa de l'Aurès (mit 4 Bildern und einigen Zeichnungen der verschiedenen ober- und unterirdischen Gebäudearten und Zelte dieses halbnomadischen Berberstammes). — 312—24 J. W. C. Dougall, The Development of the Education of the Africain in Relation to Western Contact (Referat über einen Artikel von H. S. Scott im Year Book of Education von 1938). — 325—41 M. Mandelbaum Edel, Property among the Ciga in Uganda (Ackerbauer und Viehzüchter in Uganda und Ruanda). — 342—8 R. Kavita Evambi, The Marriage Customs of the Ovimbundu, übersetzt von M. W. Ennis (Benguelahochland in Angola). — Notes and News (A Note in 'The Bornu Sahara and Sudan' by the Author. — R. H. W. Shepherd, Bantu Authorship. — L. P. Mair, Labour Problems in Tanganyika). — *A. Pellegrin, L'Islam dans le Monde (H. Labouret). — *L. A. Notcutt und C. G. Latham, The African and the Cinema (G. C. Baker). — Supplement: M. Read, Native Standards of Living and African Culture Change, illustrated by Examples from the Ngoni Highlands of Nyasaland (56 S.). A. Klingenheben.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries GmbH. in Leipzig
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.